



# Pflug

M A G A Z I N

WINTER 2020

## AUF DER SUCHE NACH EINER STADT

**Aufwärts** Adriano Cirino • **Belfasts Karten neu zeichnen** Jenny McCartney  
Medellín • Paris • Guatemala-Stadt • Pittsburgh • *und das Neue Jerusalem*



Ben Ibebe, *Urban Series (Nachbarschaft)*, Öl auf Leinwand, 2019

**Ben Ibebe wurde 1966 in Ughelli, Nigeria, geboren.** Er studierte an der Universität von Port Harcourt und ist heute freischaffender Künstler. Seine Kunst, schreibt er, ist inspiriert davon, wie gewöhnliche Menschen „in ihrem Alltag auf soziale, politische und wirtschaftliche Kräfte reagieren.“ Ben Ibebe lebt in Kaduna, im Norden Nigerias. ➤



# Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

Winter 2020, Nummer 5

|                                     |                          |    |
|-------------------------------------|--------------------------|----|
| Aus der Redaktion                   | Peter Mommsen            | 3  |
| Leser antworten                     |                          | 6  |
| Freunde & Gefährten                 | Chris Hoke und Redaktion | 10 |
| <b>Beiträge zum Thema: Städte</b>   |                          |    |
| Im Tal der Zitronen                 | Jose Corpas              | 11 |
| Belfasts Karten neu zeichnen        | Jenny McCartney          | 14 |
| Fasziniert von der Urgemeinde       | Tobias Jones             | 25 |
| Aufwärts                            | Adriano Cirino           | 30 |
| Stadt der Knochen, Stadt der Gnaden | Joseph Bottum            | 41 |
| Die Stadt der Pilger                | Augustinus von Hippo     | 47 |
| Die Entstehung einer Gemeinschaft   | Brandon McGinley         | 48 |
| Nicht nur persönlich                | Eberhard Arnold          | 53 |
| Vorläufer: Madeleine Delbrêl        | Jason Landsel            | 56 |

**Künstler:** Gail Brodholt, Michelangelo Buonarroti, Ben Ibebe, Chota, Gertrude Hermes, Valentino Belloni, Tony Taj, Aristarch Lentulow

WWW.PLOUGH.COM/DE



## Lernen Sie die Gemeinschaft kennen, die hinter dem *Pflug Magazin* steht

*Pflug Magazin* wird vom Bruderhof herausgegeben, einer internationalen Gemeinschaft von Familien und Singles, die gemeinsam Jesus folgen wollen. Die Mitglieder des Bruderhofs sind einer radikalen Nachfolge im Sinne der Bergpredigt verpflichtet. Inspiriert von der ersten Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2 und 4) verzichten sie auf Privateigentum und teilen alles gemeinsam in einem

Leben der Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und des Dienstes am Nächsten Nah und Fern. Die Gemeinschaft umfasst Menschen verschiedenster Herkunft. In den USA, England, Deutschland, Österreich, Australien, Südkorea und Paraguay gibt es 23 Bruderhof-Siedlungen in ländlichen und städtischen Gebieten mit insgesamt rund 3000 Menschen. Um mehr zu erfahren oder einen Besuch zu vereinbaren, besuchen Sie die Website der Gemeinschaft unter [bruderhof.de](http://bruderhof.de). ➔

*Pflug Magazin* bietet authentische Geschichten, Ideen und Kultur, um Glauben und Handeln im Alltag zu inspirieren. Ausgehend von der Überzeugung, dass die Lehren und das Beispiel Jesu unsere Welt verändern und erneuern können, wollen wir sie auf alle Aspekte des Lebens anwenden und nach einer gemeinsamen Basis mit allen Menschen des guten Willens suchen, unabhängig vom Glauben. Das Ziel des *Pflug Magazins* ist es, ein lebendiges Netzwerk von Lesern, Mitwirkenden und Praktizierenden aufzubauen, damit wir uns in den Worten des Hebräerbriefes „gegenseitig zu Liebe und guten Taten anregen“ können. *Pflug Magazin* enthält Beiträge, die unserer Meinung nach die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen, unabhängig davon, ob wir mit ihnen vollkommen einverstanden sind oder nicht. Die Meinungen der Autoren sind ihre eigenen und spiegeln nicht unbedingt die redaktionelle Position des *Pflug Magazins* oder der Bruderhofgemeinschaften wider.

Herausgeber: Peter Mommsen. Leitende Redakteure: Veery Huleatt, Sam Hine. Sonderredakteurin: Caitrin Keiper. Chefin vom Dienst: Shana Goodwin. Beitragende Redakteure: Susannah Black, Maureen Swinger, Ian Barth. Internationale Ausgaben: Daniel Hug (Deutsch), Chungyon Won (Koreanisch), Allen Page (Französisch). Design: Rosalind Stevenson, Miriam Burleson. Kreative Leitung: Clare Stober. Lektoren: Wilma Mommsen, Mary Catherine Ausman. Inhaltliche Prüfung: Emmy Barth Maendel. Marketingleiter: Trevor Wisner. Gründungsredakteur: Eberhard Arnold (1883–1935)

*Pflug Magazin* Nr. 5: *Auf der Suche nach einer Stadt*

Published by Plough Publishing House, ISBN 978-0-87486-341-3

Copyright © 2020 by Plough Publishing House. All rights reserved.

Titelbild: Grafik von Gail Brodholt, *London Calling*; Bild mit Genehmigung verwendet. Umschlagrückseite: Aristarch Lentulow, *Das Tor mit dem Turm: Neu-Jerusalem*, Bild von WikiArt (gemeinfrei). Zitat von Richard Bauckham aus *The Theology of the Book of Revelation* (Cambridge University, 1993). Umschlaginnenseite: Ben Ibebe, *Urban Series (Neighborhood)*; Bild mit Genehmigung verwendet.

Redaktionssitz  
151 Bowne Drive  
Walden, NY 12586  
Tel. +001 845 572-3455  
[info@plough.com](mailto:info@plough.com)

Deutschland  
PO Box 345  
07639 Bad Klosterlausnitz  
Tel. 036601-922987  
[kontakt@plough.com](mailto:kontakt@plough.com)

Großbritannien  
Brightling Road  
Robertsbridge  
TN32 5DR  
Tel. +44 (0)1580 883-344

Australien  
4188 Gwydir Highway  
Elsmore, NSW  
2360 Australia  
Tel. +61(0)2 6723-2213

---

*Pflug Magazin* (ISSN 0268-1986) wird herausgegeben von Plough Publishing House, PO Box 398, Walden, New York 12586, USA. Abonnements für die deutsche, auszugsweise Ausgabe sind kostenlos und können unter [plough.com/pflug-magazin](http://plough.com/pflug-magazin) angefragt werden. Ein Jahresabonnement für die englische, vollständige Ausgabe kostet €28 und kann unter [plough.com/quarterly](http://plough.com/quarterly) bestellt werden.



# Auf der Suche nach einer Stadt

**PETER MOMMSEN**

*Liebe Leser,*

**E**S KOMMT EINEM VIELLEICHT SELTSAM vor, wenn ein Magazin, das nach einem landwirtschaftlichen Gerät benannt ist, eine Ausgabe über Städte herausbringt. Vor allem, wenn dieses Magazin von einer täuferischen Gemeinschaft herausgegeben wird, die aus der Siedlungsbewegung hervorgegangen ist und immer noch ein bisschen nach Wald und Wiese riecht. Schuster bleib bei deinem Leisten! Warum also solche Experimente?

Weil die Zukunft der Menschheit, ziemlich klar, städtisch ist. Es ist eine bekannte Geschichte, aber die Zahlen sind immer noch verblüffend: Im Jahr 1800 lebten nur 7 Prozent der Weltbevölkerung in

Städten. Im Jahr 1900 betrug diese Zahl 16 Prozent, heute 55 Prozent, und bis 2050 wird sie laut einem Bericht der Vereinten Nationen von 2018 68 Prozent erreichen, wobei ein Drittel des Wachstums allein in Indien, China und Nigeria stattfindet. Jede Woche ziehen drei Millionen Menschen vom Land in die Städte. Urbanisierung ist wohl die größte Veränderung des Lebensraums, die unsere Spezies je erlebt hat. Es wird uns bestimmt verändern.

Für alle, die sich für das Wohl der Menschheit interessieren, müssen Städte also wichtig sein. Dies gilt umso mehr für Christen, die berufen sind, nicht nur ihre Nächsten wie sich selbst zu lieben, sondern auch in die ganze Welt zu gehen (Mk 16,15). Diese Welt besteht immer mehr aus Städten.

Michelangelo  
Buonarroti,  
*Studie für Porto  
San Gallo, 1525*

Eine urbane Welt erfordert ein urbanes Christentum. Pastoren wie Tim Keller aus New York City oder Les Isaac von Londons Street Pastors haben neue Wege gefunden, christliche Gemeinden in einem städtischen Umfeld aufzubauen, indem sie einen orthodoxen Glauben mit Aufgeschlossenheit im Umgang mit anderen verbinden. Auch der Bruderhof hat trotz seiner ländlichen Ursprünge seit 2003 rund ein Dutzend Gemeinschaften in Städten gegründet, etwa in Peckham (London); Harlem (New York); St. Petersburg (Florida); Asunción (Paraguay) und Brisbane (Australien). Andere Teile der Weltkirche können auf vielfältige Beispiele für einen solchen städtischen Gemeindeaufbau hinweisen.

Die Begeisterung für die Stadt ist vor allem bei jüngeren evangelikalen Christen groß.

Eine frühere Generation von Evangelikalen war davon begeistert, als Missionare nach Asien oder Afrika zu reisen; heute liegt das Abenteuer in der städtischen Gemeindegründung. Bücher über die Theologie der Stadt gibt es in Hülle und Fülle, voll von biblischen Argumenten, die eine vorrangige Option für die Stadt unterstützen. Sie haben eine Reihe neuer Begriffe populär gemacht, etwa den der „inkarnatorischen Mission“ – die Idee, dass die einfache, absichtslose Präsenz als Christen in einem Stadtviertel als Zeugnis für die Liebe Christi dienen kann.

Es überrascht nicht, dass solche Versuche nicht immer ins Schwarze treffen, genauso wenig wie die Missionen des letzten Jahrhunderts. Auch bei ernsthaften Gemeindegründern kann es vorkommen, dass ihre guten Absichten ihre Selbstwahrnehmung überflügeln. Ein langjähriger Bewohner eines fast ausschließlich von Afroamerikanern und Latinos bewohnten Arbeiterviertels erzählte mir von einer Gruppe weißer Zwanzigjähriger aus der Mittelschicht, die ihre Berufung darin erkannt zu

haben glaubten, in dieses Viertel zu ziehen, um den Bewohnern „durch ihre Präsenz zu dienen“. „Eigentlich“, meinte er, „war Jesus die ganze Zeit hier anwesend, lange bevor sie ankamen.“ Er freute sich über den Wunsch der Neuankömmlinge, Jesus radikal nachzufolgen und baute darauf,

dass sie irgendwann einsehen würden, dass sie nicht als Wohltäter, sondern als Bedürftige gekommen waren.

Die moderne Stadt ist eine elektrisierende Konzentration von Kreativität, Energie und kultureller Dynamik. Und sie ist auch immer noch der „Höllengefühl schändlicher Leidenschaften“, den Augustinus vor anderthalb Jahrtausenden in Karthago entdeckte. Es ist der Ort, an dem sich die Grausamkeiten des Mammons, die Hybris der Macht und die Perversionen der Lust am krasssten manifestieren.

Deshalb warnt selbst Keller Christen vor der Gefahr, „die Stadt zu lieben“: Man muss aufpassen, was genau man liebt. Wie der Dichter William Blake es ausdrückte, als er 1794 durch London lief:

Ich geh durch eingepferchte Straßen,  
Wo eingepfercht die Themse läuft.  
Auf jedem Antlitz seh ich lasten  
Leid und Schwäche angehäuft ...

Wie der Schornsteinfeger Klage  
Die rußgeschwärmten Kirchen zeiht,  
Des glücklosen Soldaten Frage  
Paläste wie mit Blut entweiht

Doch lauter durch die Gosse dringt  
Des Nachts der jungen Huren Fluch  
Schriller als Säuglings Weinen klingt  
Und bringt der Ehe Pestgeruch

Sexuelle Ausbeutung, hartherziger Militarismus, verlogene Religiosität, legalisierte Gier: Blake diagnostiziert der Stadt die Symptome des Dämonischen.

## Die Stadt ist in erster Linie der Ort, an dem der Mensch Gottes ursprünglichen Auftrag erfüllt, Kultur und Gemeinschaft zu schaffen.

Doch Hässlichkeit ist nicht das einzige Gesicht der Stadt. In der Stadt, nicht auf dem Land, schrieb Platon seine Dialoge, Dante die *Göttliche Komödie* und Shakespeare seinen *König Lear*. In der Stadt komponierte Bach die *Matthäus-Passion*, Händel den *Messias* und Coltrane *A Love Supreme*. In der Stadt ist die Kathedrale von Chartres und die Hagia Sophia, die Medina von Marrakesch und der Central Park. Es ist in erster Linie der Ort, an dem der Mensch Gottes ursprünglichen Auftrag erfüllt, Kultur und Gemeinschaft zu schaffen (1 Mose 1,28).

Besonders für die christliche Kirche hat die Stadt bemerkenswerte Erweckungs- und Erneuerungsbewegungen hervorgebracht. In den Vereinigten Staaten gehört dazu die von den Bürgerrechts-Pionieren John und Vera Mae Perkins ins Leben gerufene Christian-Community-Development-Bewegung. Die Generation zuvor sah die Gründung der katholischen Arbeiterbewegung durch Dorothy Day und Peter Maurin. Vor ihnen standen die Siedlungshäuser wie Hull House in Chicago und Kingsley Hall in London sowie Toyohiko Kagawas Genossenschaften in den Slums von Tokio und William und Catherine Booths Heilsarmee. Die Geschichte reicht noch weiter zurück bis ins dreizehnte Jahrhundert, zu den Armenhäusern, die von den Beginen und Begharden in den Niederlanden und von der heiligen Elisabeth von Ungarn in Mitteleuropa errichtet wurden. Es geht bis zur Geburt der Kirche

selbst zurück: Gelehrte wie Wayne Meeks und Alan Kreider haben gezeigt, dass das frühe Christentum weitgehend eine urbane Bewegung war.

In diesem Geiste haben wir die vorliegende Ausgabe des *Pflug Magazins* zusammengestellt. Ein paar Highlights: Brandon McGinley

beschreibt, wie einige Familien in einem Viertel in Pittsburgh sich zunehmend auf ein Leben in Gemeinschaft einlassen (Seite 48). Jenny McCartney schreibt über die harte Arbeit für Versöhnung in ihrer Heimat Belfast (Seite 14), während Jose Corpas vom Kampf einer Frau für die Gründung von Schulen in einem Barrio in Guatemala berichtet (Seite 11).

Joseph Bottum schließlich stellt das abscheuliche Gesicht

der Stadt ihrem strahlenden Gesicht gegenüber (Seite 41). Keines dieser Gesichter gehört jedoch zu der Stadt, die wir suchen. Es ist eine Stadt, die sowohl ein Tempel als auch ein Garten sein wird, über dem der Baum des Lebens thronen wird (Offb 22). Es ist eine Stadt, in der – da Schwerter zu Pflugscharen gemacht werden sollen – landwirtschaftliche Geräte nicht fehlen werden.

Herzliche Grüße



Peter Mommsen  
Herausgeber

Michelangelo  
Buonarroti,  
*Plan für eine  
Kirche*,  
um 1560



### „Liebe und tue, was du willst“

*Zu Will Willimons „Die ungewählte Berufung“, Herbst 2019:* Als katholischer Priester bin ich dankbar, dass dieser Artikel versucht, die Herangehensweise der Moderne an den Glauben als Mittel der persönlichen Erfüllung zu thematisieren. Willimon stellt fest: „Christen stehen auf dem unamerikanischen Standpunkt, dass unser Leben weniger interessant sei als der Gott, der uns beauftragt.“ Unser Hören auf Gott sollte jede Entscheidung beeinflussen, nicht nur die Entscheidungen, die wir „ethisch“ nennen. Gott ist vollständig in unser menschliches Leben eingetreten und ruft uns dazu auf, vollständig in sein Leben einzutreten. Dies läuft dem modernen Diktat zuwider, dass wir uns selbst besitzen, dass wir uns selbst gemacht haben.

Es stimmt, dass Berufung Gottes Ruf ist, und nicht unser „Bündel von Bedürfnissen und Wünschen.“ Ich zögere jedoch, Wünsche und Talente bei der Frage nach Berufung gänzlich abzulehnen. Sie sind selbst Teil von Gottes Gaben an uns; sie spiegeln wider, wie Gott in uns wirkt.

Wie Augustinus sagt, ist jeder von seiner eigenen Freude angezogen, und ein Teil dessen, was Augustinus in den *Bekenntnissen* erkennt, ist, dass diese Freuden selbst von Gott verändert und geformt werden. Das moderne Problem mit der Idee der Berufung ist nicht nur die Subjektivität, die Suche nach dem, was erfüllen könnte, indem wir über „unser innerstes Verlangen“ nachsinnen, sondern auch der Unwille, darüber nachzudenken, wie veränderlich wir und unsere Wünsche wirklich sind. Das Problem liegt dann darin, herauszufinden, welche unserer Wünsche gut sind und welche uns auf Irrwege locken.

Dieselbe Dynamik gilt für alle ethischen Fragen. Die Moderne sieht die Erfüllung des Begehrens als das Endziel des menschlichen Lebens. Alle sollten frei sein, ihre Wünsche zu

erfüllen, solange sie niemanden daran hindern, dies selbst zu tun, oder Schaden anrichten. Der modernen Sichtweise zufolge sind wir separate Einheiten, gelegentlich in Nähe zueinander; wir sind so weit frei, wie wir uns bewegen können, ohne in einer anstößigen Weise mit anderen, ähnlichen Einheiten zu kollidieren.

Aber das ist nicht die Realität. Wir glauben nicht an ein solches Menschenbild, weil wir die Souveränität Gottes selbst über unsere Wünsche anerkennen, und wir erkennen diese Wünsche als nur einen Teil einer Beziehung zu Gott und untereinander an. Wir sind Mitglieder der natürlichen Gesellschaften der Familie und des Gemeinwesens, mit ihren entsprechenden Lieben und Verpflichtungen, und Gott bezieht sich auf uns als Mitglieder derselben. Er bezieht sich auch auf uns als jene, die berufen sind, eine Rolle beim Aufbau einer anderen Gesellschaft, der Kirche, des Leibes Christi, zu spielen – und diese Kirche ist schließlich mit der Aufgabe betraut, zu erkennen, wo jeder von uns in dieses große Werk hineinpasst.

Augustinus wies darauf hin, dass das, was Handlungen gut oder schlecht macht, die Frage ist, ob sie aus Liebe oder Hass getan werden. Deshalb sagt er: „Liebe und tue, was du willst.“ Aber wir Menschen sind extrem gut darin, uns selbst zu täuschen und können uns fälschlicherweise davon überzeugen, dass diese oder jene Handlung wirklich liebevoll ist. Die Liebe, die Augustinus im Sinn hatte, ist nicht unsere Leistung, sondern unsere volle Teilnahme an einer Liebe, die uns vorausgeht und überlegen ist: die Liebe Gottes zu uns, die sich darin zeigt, dass er seinen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir Leben haben, und darin, dass er uns liebt, obwohl wir nicht liebenswert sind, um uns zur Liebe fähig zu machen.

*Pater Robert Krishna OP, Seelsorger, Monash Universität, Melbourne, Australien*

---

*Wir freuen uns über Rückmeldungen von unseren Lesern. Wir behalten uns vor, Zusendungen sinngemäß zu kürzen oder zu editieren und sie in jedem Medium unserer Wahl zu veröffentlichen. E-Mails bitte mit Namen und Adresse an [letters@plough.com](mailto:letters@plough.com) schicken.*

## Von innen betrachtet

*Zu Pola Raders „Ikone und Spiegel“, Herbst 2019:* Unter den sonst hervorragenden Artikeln dieser Ausgabe sticht das „Portfolio“ mit dem Titel „Ikone und Spiegel – Ein Fotoessay über die Frauen von Woronesch, Russland“ hervor wie ein Fremdkörper. Ich schreibe als Kommunikant der Russisch-Orthodoxen Kirche (ROC), reise regelmäßig nach Russland, unter anderem nach Woronesch, und habe Kontakte zu kirchlichen Kreisen in dieser Stadt.

Mit ein paar gut gemachten Fotos können Sie jede beliebige Geschichte erzählen. Auf Russisch wird das ein Potemkinsches Dorf genannt, benannt nach den falschen Dörfern, die gebaut wurden, um die vorbeifahrende Kaiserin zu beeindrucken. Ich befürchte, dass der Text und die Fotos von „Ikone und Spiegel“ zusammen ein solches Dorf darstellen.

Im Artikel wird die Frage gestellt: „Findet die Stimme moderner orthodoxer Frauen heute in der Kirche Gehör?“ Was immer diese Frauen Ihrer Reporterin erzählt haben, meine Antwort ist: „Nein“. Ja, sie können als Buchhalterin arbeiten oder Sozialarbeit leisten. Sie erledigen einen Großteil der Schufterei. Aber die offizielle Entscheidungsfindung in der ROC bleibt ein rein männliches Vorrecht. Dies ist wahrscheinlich ein Hauptgrund dafür, dass die russische Kirche gerade jetzt rapide ihre Anziehungskraft unter den besser gebildeten „modernen“ Klassen verliert, insbesondere unter Frauen. Diejenigen, die nicht an das System gebunden sind, anders als die Frauen der Priester, die in dem Artikel erwähnt werden, gehen auf Distanz.

Ja, russische Frauen können beeindruckend und stark sein, mit einer langen Geschichte von schwierigen politischen und familiären Situationen – Krieg, Alkoholismus, Exil – in denen sie dort die Stellung gehalten haben, wo die Männer versagt haben. Aber schöpfen diese Frauen ihre Kraft aus ihrem orthodoxen Glauben oder einfach aus einem angestammten russischen Verständnis von Weiblichkeit? Ich tippe auf Letzteres.

Beim Lesen des Artikels zitierte mir mein Woronesch-Korrespondent das russische Sprichwort: „Erwarte nicht, dass du beim ersten Besuch das Mantelfutter der Leute siehst“. Dies war ganz klar ein erster Besuch. *Michael Lomax, Brüssel*

*Pola Rader antwortet:* „Findet die Stimme moderner orthodoxer Frauen heute in der Kirche Gehör?“ Diese Frage ist mir sehr wichtig. Aber ich habe mir nicht erlaubt, in meinem Fotoessay eine eindeutige Antwort darauf zu geben, sonst wäre der Artikel trivial gewesen.

Es war mir wichtig, die Leser und Zuschauer zum Nachdenken über dieses Thema anzuregen, und ich freue mich, dass es Michael Lomax nicht gleichgültig gelassen hat. Vieles von dem, was er in seiner Kritik schreibt, wird in dem Artikel nicht überspielt; das Thema ist komplex. Dies war jedoch kein erster Eindruck, und ich bin Woronesch nicht als Potemkinsches Dorf begegnet. Ich habe als Kind und Teenager viel Zeit in Woronesch verbracht und bin mit diesem Hintergrund für das Projekt dorthin zurückgekehrt. Und ich selbst bin eine moderne orthodoxe Frau.

Außenperspektiven sind oft sehr oberflächlich, obwohl ich nicht sage, dass sie unbedingt falsch sind. Aber es war mir wichtig, die Innenperspektive zu erfassen und mitzuteilen, und zumindest durch meinen Fotoessay der modernen orthodoxen Frau eine Stimme und ein Gesicht zu verleihen.

## Ein gemeinsames Erbe

*Zu Pflug Magazin Nr. 3: Jenseits des Kapitalismus, Sommer 2019:* Mir hat jeder Artikel in dieser Ausgabe gefallen, von Harts Kapitalismuskritik bis hin zu Boyles Leben ohne Technologie.

Eine Herausforderung ist es, diese Ansichten mit der Beobachtung in Einklang zu bringen, dass Märkte und Kapitalismus die Mittel sind, die Gott gewählt hat, um Frauen und Männer materiell zu segnen. Es gibt viele historische und aktuelle Belege für die Resultate anderer Systeme.

Ohne entwickelte Märkte wäre das Leben für die meisten von uns kurz und brutal. Experimente mit anderen Systemen, auch den von John Rhodes beschriebenen Community Playthings des Bruderhofs, gedeihen zum großen Teil, weil sie von einem wohlhabenden kapitalistischen System umgeben sind.

Ein Schlüsselpunkt mag David Bentley Harts Behauptung sein, dass „was auch immer der Kapitalismus sonst sein mag: Er ist in erster Linie ein System, um so viel *privates* Vermögen wie möglich zu produzieren, indem es das *gemeinsame* Erbe der Menschheit an Schöpfungsgütern so weit wie möglich aufzehrt.“ Dies impliziert, dass wir ein gemeinsames Erbe besitzen, das von Gott gegeben ist, um alle Mitglieder einer Gesellschaft zu segnen. Der Segen wird durch gemeinsames Handeln entwickelt, das der Beobachtung zufolge am effektivsten von Märkten und in großem Maßstab vom Kapitalismus koordiniert wurde.

Gemeinsames Erbe regt zum Nachdenken über das Wohl der Allgemeinheit an – über welches eine verantwortungsvolle Staatsführung wacht. Ich habe das Gefühl, dass die Autoren des *Pflug Magazins* noch mehr darüber zu sagen haben, wie wir neue Wege der Staatsführung einschlagen können.

Larry A. Smith, Präsident,  
*ScholarLeaders International*

Als jemand, der sich gerne durch den *Pflug* herausfordern lässt, war ich etwas irritiert durch die Ausgabe, „*Jenseits des Kapitalismus*“, – nicht so sehr durch die offensichtlichen Gefahren des Kapitalismus, sondern durch die Implikation, dass nur ein gemeinschaftlicher Ansatz, wie der des Bruderhofes, eine echte Antwort auf Geld und Eigentum sei.

Meine bisherigen Kontakte zu Ihren Gemeinschaften im nördlichen New South Wales waren von Großherzigkeit und Toleranz geprägt – anders als der Ton dieser Ausgabe. Es gibt Millionen von Gläubigen, die sich über die Gefahren von Geld,

Eigentum und Kapitalismus einig sind und ernsthaft versuchen, ihren Besitz zu nutzen, um Gott Ehre und ihren Mitmenschen Gutes zu bringen.

Die Bibel hat andere, positivere Dinge über Privatbesitz zu sagen. Wir müssen uns nicht von unserem Eigentum trennen, um Nachfolger Christi zu sein. Betrachten wir Apostelgeschichte 5,4, die Billigung des Privateigentums durch das Achte Gebot, das Wort unseres Herrn in Apostelgeschichte 20,35 und das Zeugnis der Gläubigen, die Häuser hatten, die groß genug waren, damit sich die Gemeinden versammeln konnten, und genügend Reichtum, um die Bedürftigen der Kirche zu unterstützen. Es stimmt, dass der reiche junge Mann von Jesus wegging, weil er sich nicht von dem Geld trennen wollte, das er liebte, aber unser Herr lobte Zachäus im folgenden Kapitel, als er Wiedergutmachung leistete, ohne seinen ganzen Reichtum zu verschenken.

Jesu Diagnose der menschlichen Existenz ist weitaus radikaler als Ihre Artikel vermuten lassen (Lk 12,13–21). Wir alle können gierig sein, ob reich oder arm, und nur eine aufrichtige Herzensumkehr kann dies ändern. Die von David Bentley Hart vorgeschlagene übertriebene Eschatologie zieht die Sünde nicht in Betracht, die sowohl beim Kommunismus als auch beim Kapitalismus dazu führt, dass Gleichheit, Gerechtigkeit und Großzügigkeit nicht perfekt sind. Gläubige Menschen wissen, dass sie erst bei der Rückkehr Jesu in vollem Umfang verwirklicht werden. Darum die Ermahnungen, Gier und Geldliebe zu meiden (Kol 3,5, 1 Tim 6,9–10) und das uns anvertraute Geld und Gut mit radikaler christlicher Großzügigkeit zu nutzen (2 Kor 8,1–9, 1 Tim 6,17–19). Sie können uns befähigen, die Bedürfnisse anderer zu befriedigen (Gal 6,9–10), uns von der Gier zu retten und sich als das Salz erweisen, das menschliche Systeme davor bewahrt, ins Banditentum abzugleiten (Mt 5,13–16).

Das so gut dargestellte Problem verlangt von den Nachfolgern Christi eine ernsthafte Antwort, die ansprechend ist und mit der ganzen Bandbreite biblischer Beispiele und Erwartung

übereinstimmt. Ob man dies in Gemeinschaft oder in der Welt sucht, beides verlangt gegenseitigen Respekt und ein ausgewogenes Lesen der Schrift.

*Peter Brain, Perth, Australien*

*Peter Mommsen antwortet:* Ich danke Peter Brain für seinen aufrichtigen Brief zu unserer Ausgabe *Jenseits des Kapitalismus* und freue mich, ihm versichern zu können, dass das *Pflug Magazin* nicht die Auffassung vertritt, nur die Lebensweise des Bruderhofs sei eine „echte Antwort auf Geld und Eigentum“. Das wäre absurd; die Kirche Christi ist Gott sei Dank viel größer. Wie in meinem Leitartikel erwähnt, hat die Kirche in den letzten zwei Jahrtausenden eine reiche Vielfalt von Bewegungen hervorgebracht, die, inspiriert durch das Neue Testament, Güterteilung praktizierten, viele davon ganz anders als meine eigene Gemeinschaft. Das breite Spektrum der auf den Seiten des *Pflugs* dargestellten Traditionen veranschaulicht diese Vielfalt.

Lassen wir für einen Moment die Besonderheiten des Bruderhofes beiseite, einer Bewegung unter vielen im Strom der Kirchengeschichte. Die Frage bleibt: Gibt es eine „echte [christliche] Antwort auf Geld und Eigentum“, die nicht in irgendeiner Weise gemeinschaftlich ist? Das Neue Testament ist dem Privateigentum gegenüber nicht so tolerant, wie oft angenommen wird. Die

Schriften der Apostel und vor allem die Worte Christi in den Evangelien sagen praktisch nichts über ein Recht auf Privatbesitz, aber viel darüber, Reichtum aufzugeben und sein Eigentum in brüderlicher Liebe zu teilen. Wie der Theologe Richard Hays zusammenfasst: „Während die einzelnen Mandate und Ausdrucksformen variieren können, sprechen die Zeugen des Neuen Testaments eine klare, gemeinsame Sprache: Die Anhäufung von Reichtum steht im Gegensatz zum Dienst am Reich Gottes, und die Jünger Jesu sind aufgerufen, zumindest ihre Güter großzügig mit den Bedürftigen zu teilen und vielleicht sogar alles zu verschenken, um ihm freier folgen zu können ... Für die Kirche würde es nicht weniger als eine neue Reformation erfordern, die Herausforderung des Neuen Testaments in der Frage des Besitzes zu beherzigen“ (*The Moral Vision of the New Testament*, 467–468).

Diese oder jene Form des Teilens von Besitz zu verordnen, wäre anmaßend, und Peter Brain hat absolut Recht, dass wir nicht über die Schrift hinausgehen dürfen. Doch ist die häufigere Gefahr nicht, dem Thema auszuweichen? Am Ende muss jeder, der in die Nachfolge eintreten möchte, damit rechnen, wie er den verblüffenden und bedingungslosen Ruf des Meisters ausleben kann (Lk 14,33): „Wer sich nicht lossagt von allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein.“ ➤

## Dealen für die Auferstehung

Chris Hoke

Als unsere kleine Gruppe von Gefängnisge-  
sorgern nördlich von Seattle in Erwägung zog, eine  
Kaffeerösterei zu gründen, um inhaftierte Banden-  
mitglieder beim Wiedereintritt in die Gesellschaft  
zu unterstützen, war der erste, der dabei sein wollte,  
ein großer, tätowierter Mann, ein ehemaliger  
Rassist, der für die Vorherrschaft hellhäutiger  
Menschen gekämpft hatte.

Vor seiner Haftstrafe hatte ihn seine Sucht dazu  
gebracht, die Droge Crystal Meth herzustellen.  
Kaffee zu rösten könnte wohl auch nicht viel  
schwieriger sein, meinte er schulterzuckend. *Hey,*  
dachten wir, *übertragbare Fähigkeiten?*

Das ist seitdem unsere Leidenschaft bei Under-  
ground Coffee.

Nehmen Sie die Frau, die erfolgreich das  
Programm einer christlichen Drogenentzugsein-  
richtung absolviert und uns dann um einen Job  
gebeten hat. Ihr Lebenslauf sah nicht gerade gut  
aus, und sie gestand, eine nicht unbedeutende  
Drogendealerin in unserer Gegend gewesen zu sein.  
Jetzt, nach zwei Jahren der Zusammenarbeit mit  
uns, leitet sie die Buchhaltung und das Rechnungs-  
wesen von Fidalgo Coffee Roasters, der Firma, die  
Underground Coffee betreibt. Sie ist ein Naturtalent  
mit Zahlen. Alle ausstehenden Rechnungen waren  
innerhalb einer Woche eingetrieben.

Ein anderer Mann, der mit Banden-Tattoos  
bedeckt war, fuhr immer durch unser Tal, um Ärzte  
wegen verschreibungspflichtiger Medikamente  
anzubetteln. Bei Underground Coffee unterstützt  
er nun seine Genesung und seine Familie als Fahrer  
des Lieferwagens, fährt jeden Tag kreuz und quer  
durch drei Landkreise und preist unsere Produkte  
bei Lebensmittelgeschäften und Cafébesitzern an  
und steigert mit fast jedem Gespräch den Umsatz.

Es geht um mehr als nur darum, straffällig  
gewordenen Menschen eine Chance auf einen Job  
zu geben. Wir haben festgestellt, dass diejenigen,  
die aus dem Untergrund unserer Gesellschaft, dem  
Drogenhandel und der Drogensucht, aussteigen,  
über viele übertragbare Fähigkeiten verfügen, die  
für unsere Unternehmen von Nutzen sind.

Underground Coffee, jetzt eine Partnerschaft  
zwischen Underground Ministries und Fidalgo  
Coffee Roasters, hat eine Unternehmenskultur, in



der Beschäftigung als Schlüssel zur Verhinderung  
von Rückfällen und als Zeichen der Auferstehung  
angesehen wird.

Wie können Sie uns unterstützen? Nun, Kirchen  
und Büros konsumieren viel Kaffee. Manche wür-  
den es vielleicht eine Sucht nennen. Wir wollen Ihr  
Dealer sein.

Psst, brauchen'se was?

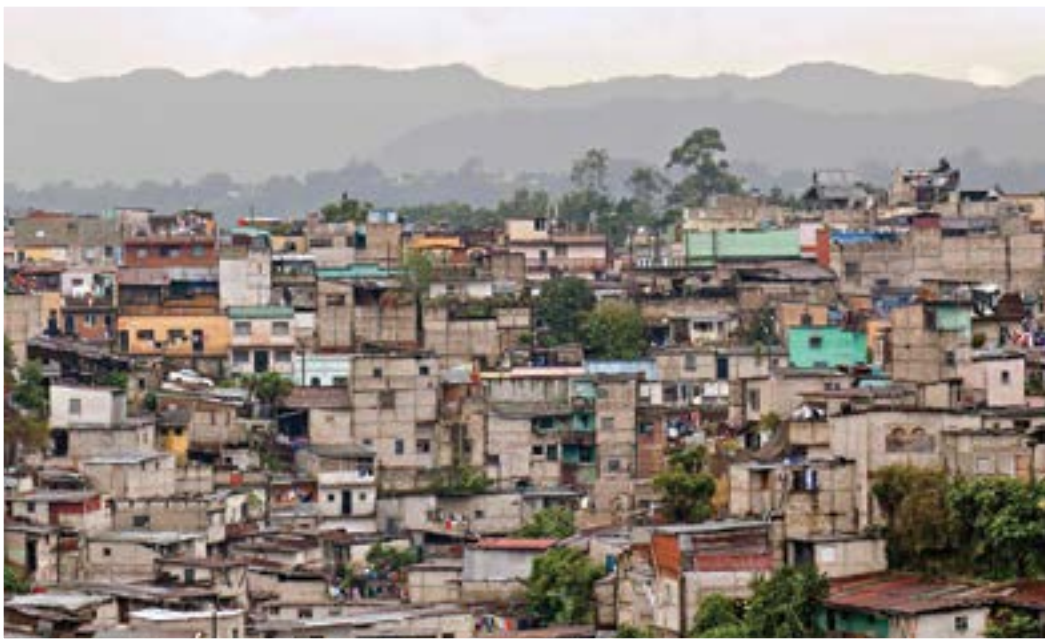
---

Auf [underground.coffee](http://underground.coffee) erhalten Sie weitere  
Informationen.

## Ein Orden für das Leben

Schwester Andrea und Schwester Roseann sind ein  
Orden zu zweit. Aber die Vitalität der Schwestern  
des Evangeliums vom Leben in Glasgow macht  
ihre geringe Zahl wett. Beide Frauen fanden ihre  
Berufung darin, sich um Frauen zu kümmern, die  
ungewollt schwanger sind und eine Alternative zur  
Abtreibung suchen. Seit dem Jahr 2000 leben die  
beiden Nonnen in christlicher Gemeinschaft, teilen  
ein Leben des Gebets und betreiben ein Zentrum,  
das diesen Frauen Beratung und praktische Unter-  
stützung bietet.

Obwohl einige andere eine Berufung bei diesem  
Orden in Betracht gezogen haben, warten die  
Schwestern immer noch darauf, dass sich ihnen  
jemand anschließt. Das hat sie nicht entmutigt,  
sagen sie. Während sie sich weiterhin für Frauen  
einsetzen, sich mit anderen vernetzen, die ähnliche  
Arbeit leisten, und die Möglichkeit radikaler christ-  
licher Gemeinschaft bezeugen, erinnern sie sich an  
Jesu Verheißung: „Wo zwei oder drei versammelt  
sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter  
ihnen.“ ➔



# Im Tal der Zitronen

**JOSE CORPAS**

**A**LS TITA EVERTSZ 1994 zum ersten Mal La Limonada betrat, wagte sie sich in einen der gefährlichsten Slums von Guatemala-Stadt hinein. Zu jener Zeit hatte diese Stadt eine der höchsten Mordraten in ganz Südamerika. In dieser Gegend ließ sich die Polizei selten blicken, obwohl hier über 60.000 Menschen leben und der oberste Gerichtshof des Landes nur einen Steinwurf entfernt ist. An diesem ersten Tag wusste Tita noch nicht, wo sie da hineingeraten war. Doch 25 Jahre später ist sie immer noch dort.

Als meine Großmutter jung war, war La Limonada größtenteils unbewohnt – eine bewaldete Schlucht, etwa eine Meile lang und eine halbe Meile breit, nur unterbrochen von einem mäandernden Fluss. Wenn sie uns während meiner Kindheit in Guatemala besuchte, erzählte sie mir Geschichten

davon – Geschichten von einem Tal, in dem lauter Zitronenbäume standen. Dort gab es so viele Zitronen, sagte sie, dass man am frühen Morgen oder späten Abend, wenn die Sonne tieforange leuchtete und der Tau zu sehen war, auf dem feuchten, laubbedeckten Boden stehen, seinen Mund öffnen und Tropfen von Zitronenlimonade auf der Zunge spüren konnte.

Als ich gegenüber Tita, einer zarten Frau, deren Gesicht völlig von ihrem Lächeln dominiert wird, diese Beschreibung wiederholte, lachte sie. Die Zitronenhaine sind längst Vergangenheit. Doch heute, sagte sie, werde der Name dieser Gegend immer noch gerecht, da die Menschen, die hier lebten, „so robust wie Zitronen“ seien. Dabei grinste sie und ballte die Faust.

Das einst so üppige Laub wird nun bedeckt von

Die Limón Academy mit dem grünen Anstrich wurde von Tita Evertsz in La Limonada, einem Teil von Guatemala-Stadt, gegründet.

---

*Jose Corpas hat zwei Bücher über die Geschichte des Boxens geschrieben. Seine Berichte erschienen bereits beim amerikanischen Sender ESPN, auf der Plattform Narratively und dem Magazin Acentos Review. Übersetzung von Esther Middeler.*



Tita Evertsz Beton-Baracken, deren Blechdächer von noch mehr Beton oder Almetall an Ort und Stelle gehalten werden. Der Fluss verläuft immer noch dort, doch heute ist er schokoladenbraun, voller Unrat und Abwasser, die aus anderen Teilen der Stadt hierher geleitet werden.

Für die erste Welle von Landbesetzern, die sich hier ansiedelten, war dies ein Zufluchtsort – eine Alternative zu einem frühzeitigen Tod. Sie waren vor der Verfolgung geflohen, die einsetzte, als 1954 Guatemalas Präsident Jacobo Árbenz, ein demokratisch gewähltes Staatsoberhaupt mit sozialistischen Neigungen, mithilfe der CIA gestürzt wurde. Im Zuge des staatlich finanzierten Terrors starben oder verschwanden im Laufe von drei Jahrzehnten mindestens 200.000 Menschen. Diejenigen, die nach La Limonada flohen, bauten Hütten und nutzten Regenwasser zum Trinken, Waschen und Kochen. Obwohl die Zahl der Siedler schon bald mehrere Tausend betrug, wurden sie als obdachlos angesehen und tauchten in den Einwohnererhebungen der Regierung nicht auf. Seit dieser Zeit haben Generationen von Bewohnern ihr Leben damit verbracht, Gelegenheitsjobs anzunehmen, sich zu prostituieren oder zu betteln. An diesem Ort brechen Familien schnell auseinander. An ihre Stelle treten die Gangs.

Wenn man am Rand der Schlucht von La Limonada steht, fühlt es sich an, als würde man in

einen Krater voll zerbrochener Träume hinuntersehen – den „Friedhof der Lebenden“, wie der Journalist José Alejandro Adamuz Hortelano es einst beschrieb. Doch Tita Evertsz sieht das nicht so. „Ich sitze am Rand von La Limonada und alles, was ich rieche, ist Hoffnung.“

**B**EVOR TITA 1994 La Limonada zum ersten Mal betrat, hatte sie ehrenamtlich in einem nahegelegenen städtischen Krankenhaus ausgeholfen. Plötzlich wurden eine Mutter und ihre zehnjährige Tochter hastig in die Notaufnahme geschoben. Der größte Teil ihrer Haut wies schwere Verbrennungen auf – und das Streichholz, das das Feuer verursacht hatte, war vom Ehemann der Frau entzündet worden. Tita verbrachte viele Tage am Bett des Mädchens. Dort hatte sie eine Eingebung: „Ich beschloss: Anstatt an der Mündung des Flusses Körper aus dem Wasser zu fischen, ist es besser, den Strom hinaufzulaufen und zu sehen, wer oder was sie dort hineinwirft.“

Ohne zu wissen, was sie erwarten würde, ging Tita in die La-Limonada-Schlucht. Häuser ohne Fenster begrenzten die unglaublich schmalen Gassen. Wäscheleinen voller nasser T-Shirts hingen nur wenige Zentimeter über ihrem Kopf.

Tita erzählte mir, dass dies eine dunkle Zeit ihres Lebens gewesen sei, aber auch eine Zeit, in der sie Klarheit über ihre Berufung erlangte. Sie war

vierfache Mutter und nur wenige Tage nach ihrem ersten Besuch kehrte sie zurück, mit einem Buggy, in dem sie ihre vierjährige Tochter und einen Topf voller Bohnen und Reis verstaut hatte. Sie verteilte das Essen an hungrige Kinder und alleinerziehende Mütter. Als sie sich unter den Gangmitgliedern, Dealern und Süchtigen bewegte, sah Tita ein Stück von sich selbst in ihren Gesichtern: Jahrelang hatte sie in einer Beziehung mit einem gewalttätigen Partner gelebt, und sie wusste, wie verführerisch Drogen sein konnten. Sie betete: „Herr, hilf mir, dies zu verhindern, anstatt Heilung bringen zu müssen.“

Bald beschloss sie, sich auf die Kinder der Gegend zu konzentrieren. Innerhalb eines Jahres gründete sie die Organisation Vidas Plenas (Erfüllte Leben), deren Mission es laut Website ist, „auf die körperlichen, bildungsbezogenen, sozialen, emotionalen und geistlichen Bedürfnissen der Kinder, Jugendlichen, Erwachsenen und Familien von La Limonada und anderer unterprivilegierter Bezirke einzugehen“. Zunächst traf sie auf den Widerstand mancher Bewohner, insbesondere der Drogendealer, die ihre Bemühungen als Bedrohung für ihren eigenen Einfluss sahen. Dann dauerte es etliche Jahre, bis sie einen geeigneten Ort für ihre geplante Schule gefunden hatte. Doch sie blieb hartnäckig und im Jahr 2000 strömten die ersten Schüler in das Gebäude.

Die Schule wird heute Limón Academy (Zitronen-Akademie) genannt, benannt nach der Frucht, die dem Tal seinen Namen gab. Seit ihrer Gründung sind drei weitere Schulen hinzugekommen (eine vierte befindet sich derzeit im Bau), benannt nach Mandarinen, Orangen und Grapefruit. Etwa 400 Schüler besuchen diese Schulen und werden von 40 Lehrern unterrichtet. Es gibt keine Schulgebühren, aber auch keine staatliche Unterstützung; ihr Ziel ist es, die staatliche Bildung zu ergänzen und als Gemeinschaftszentren zu dienen. Die einzige Bedingung, die Eltern erfüllen müssen, ist die verpflichtende Teilnahme an einem monatlichen Erziehungsunterricht, wo sie Beratung erhalten und von den Fortschritten ihres Kindes in Kenntnis gesetzt werden. „Wenn man sich nur auf die Kinder konzentriert, ist das, als

würde man versuchen, ein Flugzeug mit nur einem Flügel zu fliegen“, sagt Tita. „Wir mussten dafür sorgen, dass auch die Eltern – der zweite Flügel – mit ins Boot geholt wurden.“

In der Akademie beginnt ein typischer Tag damit, dass die Kinder im Alter von zwei bis zwölf Jahren ihre Hände waschen, eine Vitaminpille einnehmen, eine ausgewogene Mahlzeit essen und ihre Zähne putzen. Nach einer kurzen Andacht machen sie ihre Hausaufgaben, besuchen einen Kunstkurs oder machen Sport.

Natürlich kann die Akademie nicht jeden retten. Es kommt immer wieder vor, dass Schüler das Programm verlassen, was entweder den Umständen oder den Versuchungen geschuldet ist, und selbst diejenigen, die bleiben, müssen gegen den Sog der Kriminalität ankämpfen. Amelia beispielsweise kommt aus einer Familie von Dieben, die auch ihr dieses „Handwerk“ beigebracht haben. Die Familie finanziert sich immer noch durch Diebstahl – aber Amelia sagt, dass sie dank Tita „jetzt weniger stiehlt“.

Die Geschichten anderer Schüler erzählen von großen Erfolgen. Etliche Absolventen haben ihre Ausbildung fortgesetzt und danach, mithilfe der Stipendien, die Tita angeboten hat, einen Collegeabschluss erworben. Abby, eine ehemalige Schülerin, ist heute Lehrerin an einer der Akademien.

Wenn man am Rand der Schlucht steht und weiß, wohin man schauen muss, kann man die bunt leuchtenden Akademien von Limón, Mandarina, Naranja und Toronja im Tal unten sehen. Man kann die Rosen sehen, die in den Blumentöpfen auf den Fensterbänken blühen, und frischgewaschene Teddybären, die an Leinen hängen, um in der warmen Luft zu trocknen. Die Luft schmeckt nicht nach Limonade, aber sie ist erfüllt von Hoffnung. ➤

**Ich sitze am Rand von La Limonada und alles, was ich rieche, ist Hoffnung.**

---

Weitere Informationen erhalten Sie auf:  
[lemonadeinternational.org](http://lemonadeinternational.org) oder [vidasplenas.org](http://vidasplenas.org).



**In einer Stadt, die  
von Sicherheits-  
mauern durchzogen  
ist, bringt James  
Moyna Schulkindern  
bei, Freundschaft  
über Grenzen  
hinweg zu schließen.**

# BELFASTS KARTEN NEU ZEICHNEN

JENNY McCARTNEY

**A**LS ICH EIN KIND in Nordirland war, war unser Alltag von dem Bewusstsein der dauernden Gewalt geprägt. Das Jahr 1981 begann mit Blutvergießen: Eine katholische republikanische Sozialistin, Bernadette McAliskey, und ihr Mann wurden in ihrem Haus von bewaffneten Loyalisten angegriffen. Ein älterer protestantischer Unionist, Sir Norman Stronge, und sein einziger Sohn wurden von einer Bande der Irisch-Republikanischen Armee (IRA) als Vergeltung erschossen, die dann ihr Haus niederbrannte.

Der Frühling brachte den Beginn der

Hungerstreiks, die das nationalistische Irland radikalisierten sollten. Eine Reihe von IRA-Häftlingen schwor, sich zu Tode zu hungern, wenn die britische Regierung ihren Forderungen nicht nachkommen sollte, sie als politische Gefangene anzuerkennen. Der erste Mann, der in Hungerstreik trat, war Bobby Sands. Einen Monat nach Beginn seines Fastens wurde er als Mitglied der Partei Sinn Féin ins Parlament gewählt. Im folgenden Monat war er der erste von zehn Hungerstreikenden, die in jenem Jahr starben. In Belfast löste die Nachricht von seinem Tod Straßenschlachten aus.

---

*Jenny McCartney ist eine in Belfast geborene Journalistin und Autorin, die in London lebt. Ihr jüngster Roman, The Ghost Factory, wurde im März 2019 veröffentlicht.*



Republika-  
nisches  
Wandbild von  
Bobby Sands,  
IRA-Häftling  
und Hunger-  
streikender, an  
der Falls Road,  
West-Belfast

Ich war damals in meinem letzten Grundschuljahr in Süd-Belfast. Die meisten Kinder an meiner Schule waren protestantisch. Ich erinnere mich nicht, dass wir dort viel über Politik gesprochen hätten, aber in diesem Fall sickerte die allgemeine Angst in unsere Gespräche ein. Ein besorgter Junge sagte, dass es für die nächsten Monate bestimmt sicherer wäre, nicht ins Zentrum der Stadt zu gehen. Wahrscheinlich hatte er das von seinen Eltern gehört, in Anbetracht der jüngsten Anschläge der IRA mit Brandbomben auf Geschäfte. Aber ich erinnere mich, dass ich dachte: „Das geht doch gar nicht!“ Wie um alles in der Welt kannst du nicht in die Stadt gehen? Meine Familie lebte außerhalb von Belfast, aber mein Vater arbeitete im Stadtzentrum, und er brachte uns Kinder durch die Stadt zur Schule.

Zur gleichen Zeit wurde drüben in West-Belfast

ein siebenjähriger katholischer Junge namens James Moyna in die Unruhen hineingezogen, aufgeregt und verängstigt zugleich. Eines Tages, als die Polizei Plastikgeschosse einsetzte, um die Menge zu zerstreuen, sprang er zur Seite, um nicht getroffen zu werden, und das Geschoss traf eine ältere Dame am Knöchel. Er fühlte sich schuldig, dass es nicht ihn getroffen hatte.

Jeder in Nordirland hatte damals eine persönliche Karte im Kopf – wo es sicher sein könnte, hinzugehen, oder wo man sich am ehesten in Gefahr begab. Der junge Moyna zum Beispiel hätte sich nie in die nahe gelegene protestantische Hochburg an der Shankill Road verirrt. Für ihn stand die kontroverse Gestalt des protestantischen Pfarrers Ian Paisley, der im Fernsehen gegen den Katholizismus agitierte, für alle Protestanten.

Aber diese Gebietskarten waren nicht immer ein

Garant für Sicherheit, auch wenn man sich penibel an sie hielt. Es gehörte zu Belfast, dass Menschen zufällig und unerwartet Opfer der Gewalt wurden. Man konnte unwissentlich zu nahe bei einer Autobombe stehen, die für die Sicherheitskräfte bestimmt war, oder genau zur falschen Zeit in einem Busbahnhof oder einer Kneipe sein.

Außerdem war es ein Ziel der paramilitärischen Gruppen, eine solche Verunsicherung zu erzeugen, dass selbst die sicheren Orte psychologisch oder anderweitig nicht mehr sicher waren. Die Ulster Volunteer Force (UVF) und die Ulster Defence Association (UDA) erschossen Zivilisten in katholischen Straßen aus vorbeifahrenden Autos und drangen mordend in ihre Häuser ein. Anfang der 1970er Jahre waren Moynas Mutter und Großmutter dreimal durch Brandstiftung aus ihrem Haus vertrieben worden. Die IRA führte ihre gezielten Morde oft durch, indem sie einfach an der Tür klingelte und den Hausbesitzer erschoss. Autos rasten durch die Stadt und brachten Tod. „Wir wissen, wo du wohnst“ war eine finstere Drohung, die sich durch den Konflikt zog. Es bedeutete, dass auch das eigene Zuhause in der Gefahrenzone liegen konnte.

**M SOMMER 1981** jedoch wurde die Karte von James Moyna neu gezeichnet. Er wurde von der Stiftung Euro-Children ausgewählt, um den Sommer bei einer deutschen Familie zu verbringen. Pater Robert Matthieu, ein belgischer Priester, hatte das Konzept entwickelt, um benachteiligten Belfaster Schulkindern – hauptsächlich mit katholischem Hintergrund – eine Atempause von der Gewalt zu verschaffen.

Der lebhafte Moyna fand sich plötzlich in einer ganz anderen Umgebung als dem überfüllten kleinen Haus seiner Familie wieder. Er wohnte bei der Familie Heinz: Heino und Gabi mit ihren beiden Söhnen, die ungefähr in seinem Alter waren.

Es war verwirrend, erinnert sich Moyna: „Weder die Polizei noch die Armee waren auf der Straße präsent. Die Familie war wohlhabend und hatte so viel Wohnraum und so viele Badezimmer. Zu Hause bezahlten wir die Nachbarn dafür, dass wir

ihr Bad benutzen konnten, weil wir noch keines hatten.“ Es gab Theater, Tennis und Reiten. Es gab die Sprachbarriere – „sie machten sich sofort daran, mir Deutsch beizubringen“ – und eine andere Weltanschauung.

Zu den Dingen, die Moyna mit nach Deutschland brachte, gehörte neben seinem Koffer auch eine starke Abneigung gegen Protestanten. Gabi Heinz erklärte ihm, dass Protestanten nicht unbedingt schlechte Menschen sein müssen. In ihrem Bestreben, ihn zu überzeugen, erwähnte sie eine Reihe freundlicher protestantischer Nachbarn, die ihn besucht hatten und mit deren Kindern er oft gespielt hatte. Moyna hörte sehr aufmerksam zu und merkte sich die Namen. Am nächsten Tag warf er Steine durch die Fenster aller Familien, die sie genannt hatte.

Aber durch die Geduld und Nachsicht von Moynas Gastgebern öffnete er sich nach und nach, sein enger Blickwinkel weitete sich, und er sah eine Welt, die plötzlich voller Leben war. Fern der Heimat begann er zu schätzen, was der in Belfast geborene Dichter Louis MacNeice meinte, als er schrieb, dass die „Welt verrückter ist und mehr davon, als wir denken / unverbesserlich vielfältig.“ Moyna kehrte Sommer für Sommer zurück und begleitete die Familie Heinz sogar auf Reisen in andere Länder Europas. „Meine Perspektive auf das Leben änderte sich.“

Zu Hause in Belfast war es immer noch gefährlich. Er erinnert sich besonders an einen Karfreitag: „Ich sagte zu meiner Mutter: ‚Was gibt es zum Abendessen?‘ Und sie sagte: ‚Braunen Fisch.‘ Ich konnte braunen Fisch nicht ausstehen, also ging ich raus und nahm an einem Friedensmarsch vom Kloster Clonard teil, der durch verschiedene Stadtteile ging.“ Auf dem Weg dorthin trafen die Teilnehmer auf einen berüchtigten loyalistischen Hitzkopf namens George Seawright, „der mit lauter Stimme schrie: ‚Ihr seid ins Shankill-Viertel hereingekommen, aber herauskommen werdet ihr nicht

**Er warf Steine  
durch die Fenster  
aller Familien,  
die sie genannt  
hatte.**

**Nur sieben  
Prozent der  
nordirischen  
Schüler gehen  
in Schulen,  
die offiziell  
integrativ  
sind.**

mehr!“ Seawright wurde später, im Jahr 1987, von republikanischen Paramilitärs im Shankill-Viertel erschossen. Aber an diesem Tag brachten seine Worte den elfjährigen Moyna in Panik: „Ich bin nach Hause gerannt. Ich war noch nie in meinem

Leben so dankbar gewesen, braunen Fisch zu essen.“

Zur gleichen Zeit gab es jedoch auch andere Faktoren, die Moynas Vorstellung von Belfasts Geographie änderten. In seinem ersten Jahr am Gymnasium der Irish Christian Brothers bekam er die Möglichkeit, Querflöte zu lernen. „Ich hatte schon traditionelle irische Musik auf der Tin Whistle gespielt. Ich brachte [die Querflöte] nach Hause, baute sie zusammen und konnte tatsächlich auf ihr spielen.“

Seine Flötenlehrerin, Miss Bolger, war Protestantin und Mitglied der renommierten 39th Old Boys Flute Band, die den weltberühmten Flötisten James Galway hervorgebracht hatte, der gelegentlich zu Proben zurückkam. Bolger bemerkte Moynas Fähigkeit und lud ihn ein, zu Bandproben zu kommen, und zweimal pro Woche reiste er zum protestantischen Donegall Pass, um dort zu üben. Moyna schloss sich dem City of Belfast Youth Orchestra an, und das Kloster Clonard stellte einen Raum zur Verfügung, in dem er und seine protestantischen Freunde aus dem Orchester ungestört Musik spielen konnten. Musik war ein anderes Gesprächsthema, das die Kraft hatte, die Grenzlinien der Stadt zu verwischen.

**H**EUTE IST MOYNA FÜNFUNDVIERZIG und Lehrer an der St. Bernard's Primary School in Ost-Belfast, wo er das „Shared Education Project“ leitet, das den „gemeinsamen“ Unterricht fördert, an dem auch zwei andere örtliche Grundschulen, Cregagh und Lisnasharragh, teilnehmen. Die Schüler von St. Bernard's sind überwiegend katholisch, und die der anderen beiden Schulen sind in der Mehrzahl protestantisch.

Für eine bestimmte Anzahl von Tagen pro Halbjahr werden die Klassen P4 bis P7 – mit Kindern im Alter von etwa sieben bis elf Jahren – gemischt. Das spezielle Thema, auf das sich die Schulen für diese Unterrichtsstunden geeinigt haben, ist Informations- und Kommunikationstechnologie, die alles von der Programmierung und Konstruktion einer Drohne bis hin zum Schreiben von Skripten und der digitalen Animation eines Stücks umfassen kann.

In jedem Klassenzimmer gibt es eine Mischung aus roten und blauen Pullovern; kleine Köpfe beugen sich fleißig über iPads, während die Kinder an Bildern nordirischer Wahrzeichen arbeiten, wie den sechseckigen Felsen des Giant's Causeway und Samson und Goliath, den riesigen gelben Portal Kränen der Harland-and-Wolff-Werft, die über die komplizierte Stadt ragen.

Derzeit gibt es sechzigtausend Kinder und Jugendliche, die in sechshundert Schulen in ganz Nordirland an „gemeinsamen“ Unterrichtsangeboten teilnehmen. Da diese Vermischung von katholischen und protestantischen Kindern in erster Linie auf gemeinsamem Unterricht und Aktivitäten basiert, hat sie nicht die unbeholfene Verklemmtheit einiger „integrierter“ Initiativen der Vergangenheit.

Paul Smyth, ein Jugendarbeiter seit Anfang der 1980er Jahre, erinnert sich an zahlreiche Projekte, die von „peinlich“ bis „wirklich ganz gut“ reichten. In seiner frühen Arbeit mit der Organisation Peace People nahmen sie konfessionell gemischte Gruppen mit nach Norwegen und führten „einige wirklich bedeutungsvolle Gespräche“. Aber er erinnert sich auch daran, wie perplex die katholischen Töchter eines Freundes waren, als eines Tages groteskerweise protestantische Schüler in die Aula ihrer Schule geführt wurden und dort gegenüber den katholischen Schülern saßen, danach wurden irische Tänze auf der Bühne aufgeführt und jemand las ein Gedicht vor. Die beiden Gruppen mischten sich eigentlich nie.

Er lacht, als er sich an eine der jüngsten Episoden der erfolgreichen, im Nordirland der 1990er Jahre spielenden Fernsehkomödie *Derry Girls* erinnert, die



eine dieser alten Versöhnungsübungen parodiert. In der Sendung versucht ein attraktiver junger Priester, die Schülerinnen einer katholischen Klosterschule und einige zu Besuch gekommene protestantische Jungen während eines Wochenendkurses in einer fürchterlich unnatürlichen Diskussion über ihre Gemeinsamkeiten anzuleiten. Aber den Teenagern – mit Friedensslogans auf ihren T-Shirts – fallen nur Unterschiede ein, und schon bald ist die Tafel voll mit ihren Beispielen: „Katholiken beten Statuen an.“ „Protestanten hassen ABBA.“ „Katholische Soße besteht nur aus Maggi.“ „Protestanten lieben Suppe.“

Diese Episode war nicht nur in Nordirland ein großer Erfolg. Die irische Schriftstellerin Marian Keyes gab sich scherzhaft empört über „die Verunglimpfung der katholischen Soße“. Protestantische ABBA-Fans gaben sich betroffen, darunter auch ein Flötenensemble aus Banbridge, das einen Facebook-Post veröffentlichte, in dem zwei der Mitglieder öffentlich als „Fans der schwedischen Gesangssensationen“ bezeichnet wurden. Die Autorin der Serie, Lisa McGee, die aus einem katholischen Derry-Hintergrund stammt,

stellte klar, dass die Aussage über ABBA nicht ihre persönliche Meinung sei, sondern die eines Charakters, der ständig überdrehten Orla McCool.

Es war eine Erinnerung daran, dass – wenn es die Umstände erlauben – beide konfessionellen Gruppen eines gemeinsam haben: Sie lachen gerne. Es gibt ein besonderes, typisches Element bei Gesprächen in Belfast, ein schnelles Spotten – das ist eine der Sachen, die ich vermisse, wenn ich nicht zu Hause bin.

**W**ENN DIE PROTESTANTISCHEN Kinder zu Besuch in die St. Bernard-Schule kommen, gehen sie an einem großen Bild von Papst Franziskus vorbei, das sich direkt hinter der Eingangstür befindet. Vielleicht kam es ihnen am Anfang seltsam vor, jetzt scheinen sie es ganz normal zu finden. Ich frage, ob sie die Schule überhaupt anders fanden, als sie zum ersten Mal ankamen und ein Mädchen meint: „Ich habe mich immer verlaufen!“

Religion steht in den Köpfen dieser Kinder nicht an erster Stelle. Sie nicken, wenn Moyna sie fragt,

James Moyna gibt eine „gemeinsame“ Unterrichtsstunde, in der katholische und protestantische Kinder aus drei der örtlichen Grundschulen gemischt sind



Ein Wandbild  
der loy-  
alistischen  
paramilitä-  
rischen Ulster  
Volunteer  
Force an der  
Newtownards  
Road,  
Ost-Belfast

ob sie wissen, dass ihre Schulen hauptsächlich in katholisch und protestantisch aufgeteilt sind, ebenso wie die Mehrheit der Schulen in Nordirland. Es ist das Erbe eines Systems, bei dem die katholische Kirche ihre eigenen, wenn auch mit staatlichen Mitteln finanzierten Schulen betreibt und die Lehrer selbst ausbildet. Daneben gibt es die „kontrollierten“ staatlich finanzierten Schulen, die Schülern aller Religionen ebenso wie Atheisten offen stehen und in der Praxis zu zwei Dritteln protestantisch sind. Während die Sekundarstufe oft mehr gemischt ist, besuchen nur 7 Prozent der nordirischen Schüler Schulen, die offiziell integrativ sind.

Paul Close, der Projektkoordinator für gemeinsame Bildungsangebote, sagt, dass es nicht nur darum geht, Kinder, sondern auch Lehrer unterschiedlicher Herkunft zusammenzubringen. Er selbst hatte wenig Kontakt zu Protestanten

seines Alters, bis er eine Universität in London besuchte und „bei zwei Jungen aus Larne“ lebte. „Wir haben oft darüber gesprochen, dass wir uns wahrscheinlich nie getroffen hätten“ – in ihrer gemeinsamen Heimat.

Wenn nicht aktiv daran gearbeitet worden wäre, diese Kinder zusammenzubringen, hätten auch ihre Lebenswege sich wahrscheinlich nie gekreuzt. Diese Kinder werden nicht nur hauptsächlich in separaten Grundschulen unterrichtet, sondern neigen auch dazu, in Straßen in unmittelbarer Nähe von Schule und Zuhause zu bleiben, und protestantische und katholische Gebiete sind durch allgemein bekannte Grenzen voneinander getrennt.

Moyna sagt über die Kinder der St. Bernard-Schule: „Unsere Kinder sind nie die Cregagh Road hinaufgegangen. Und die Cregagh-Kinder hätten nicht gewusst, wo St. Bernard’s ist, denn dort

würden sie niemals spielen oder herumlaufen.“

„Würdet ihr jetzt Hallo sagen, wenn ihr euch außerhalb der Schule sehen würdet?“, fragt Moyna seine Klasse.

„Ja“, antworten alle.

Ein Junge aus Cregagh erzählt mir: „Ich spiele Fußball mit Jungen aus Lisnasharragh“ – der anderen protestantischen Grundschule. Aber dann fügt er hinzu: „Ich habe viele katholische Freunde.“

David Heggarty, der Rektor von Cregagh, ist selbst ein ehemaliger Schüler. Erst als er ein Teenager war, als die nordirische Polizei eine konfessionsübergreifende Wanderung organisierte, begegnete er Katholiken in seinem eigenen Alter. Ihm und Philip Monks, dem Rektor von Lisnasharragh, gefällt, wie das Projekt die Fähigkeiten und Ressourcen aller drei Schulen miteinander verbindet. Auch die Eltern sehen das positiv. Untersuchungen deuten auf einen „positiven Einstellungswandel“ bei den beteiligten Jugendlichen hin.

„Wir sind Nachbarn“, sagt Heggarty. „Wir haben die Hoffnung, dass die Kinder sich in der Arztpraxis oder im Freizeitzentrum begegnen und Hallo sagen. Die kleinen Freundschaften, die entstanden sind, haben schon eine gewisse Tiefe.“

Heggarty stellt auch fest, dass das protestantische Viertel Cregagh in letzter Zeit die Heimat einer Reihe katholischer Einwanderer aus Osteuropa geworden ist. Im modernen Belfast sorgt die – überwiegend polnische – Einwanderung für eine sanfte Komplizierung der historischen katholisch-protestantischen und irisch-britischen religiösen und kulturellen Unterschiede.

**ICH TRUG AUCH EINE KARTE** in mir umher. Ich bin in Belfast geboren, aber als ich sechs Jahre alt war, zog meine Familie in einen grünen Vorort. Wir hatten ein freistehendes Haus mit einem großen Garten, und die umliegenden Straßen waren ruhig. Ich hatte Glück, dort zu wohnen.

Dennoch gab es Unbehagen. Mein Vater war Rechtsanwalt, der Anfang der 1980er Jahre für die Unionisten in die Politik ging. Die IRA hatte ein sehr breites Spektrum von „legitimen Zielen“, ein

Ausdruck, mit dem sie regelmäßig jeden beschrieb, der ihr tödenswert erschien. Zu dieser Kategorie gehörten auch unionistische Politiker, von denen einer, ein junger Rechtsdozent namens Edgar Graham, an der Queen's University, gegenüber meiner Schule, erschossen wurde.

Ich begann, mir die Ausdrücke zu merken, die verwendet wurden, um das Töten zu rechtfertigen. Die loyalistischen Paramilitärs waren offener sektiererisch und machten klar, dass sie zwar lieber irische Republikaner töten würden, aber jeder Katholik ein potenzielles Ziel sei. Sie argumentierten, dass durch die Terrorisierung der gesamten katholischen Bevölkerung Druck durch nationalistischen Kräfte auf die IRA entstehen würde, ihre Kampagne einzustellen. Die Theorie war strategisch so falsch, wie sie moralisch abscheulich war.

Die IRA und die Irish National Liberation Army zogen es vor, zu argumentieren, dass ihre Morde politisch und nicht sektiererisch seien, aber in Wirklichkeit schien „politisch“ zu bedeuten, dass sie töten konnten, wen sie wollten. Und zahlreiche Gräueltaten der IRA waren offen sektiererisch – darunter das 1976er Kingsmill-Massaker, bei dem bewaffnete Männer elf protestantische Arbeiter aus einem Kleinbus herausholten und erschossen, und der Bombenanschlag in der Shankill Road von 1993, der Protestanten tötete, die Schlange standen, um Fisch zu kaufen. In der Nähe der irischen Grenze gab es eine lange und unerbittliche IRA-Kampagne, um Protestanten aus Bauernhöfen und Dörfern an der Grenze zu vertreiben und Familien zur Umsiedelung in die nächstliegenden Städte zu zwingen.

Sowohl republikanische als auch loyalistische Paramilitärs bezeichneten sich als „Verteidiger“ ihrer Bevölkerungsgruppen. Um als „Verteidiger“ glaubwürdig zu sein, braucht man einen „Angreifer“. Auf seltsame Weise brauchte eine

**Ich begann, mir die Ausdrücke zu merken, die verwendet wurden, um das Töten zu rechtfertigen.**

Gruppe die andere, um zu überleben.

Meine Karte enthielt kein Misstrauen gegen Katholiken im Allgemeinen: Wir hatten katholische Verwandte und Freunde. Aber sie enthielt ein tiefes Unbehagen gegenüber irischen Republikanern – nicht weil sie ein vereintes Irland wollten, sondern weil sie diejenigen töten wollten, die anders dachten. Republikanische Hochburgen in Belfast, wie die Falls Road, empfand ich dementsprechend als No-Go-Zone.

Es war nicht so, dass ich dachte, dass es dort keine guten Menschen gibt, die gegen sektiererische

Gewalt sind. Es war nur so, dass, wenn man zufällig jemandem begegnete, der für Gewalt war und für den dein besonderer Hintergrund interessant war, es im Allgemeinen nicht viel gab, was die gewaltfreien Menschen dagegen tun konnten.

Als der Waffenstillstand vereinbart wurde, war ich Anfang zwanzig und lebte in London, wo ich als Journalistin arbeitete.

Von 1995 an wurde ich häufig nach Belfast geschickt, um über Ereignisse zu berichten.

Die Zeiten hatten sich geändert. Ich ging zum ersten Mal zur Falls Road. Ich berichtete über die allererste Sinn-Féin-Veranstaltung, die je in der Ulster Hall von Belfast stattfand – ein symbolisches Ereignis an einem Ort, an dem Unionisten sich im Widerstand gegen die Home Rule versammelt hatten.

Gerry Kelly, ein ehemaliger IRA-Attentäter und Hungerstreikender, der sich zum Sinn-Féin-Politiker gewandelt hatte, bekam donnernden Applaus. Es gab eine beeindruckende Vorführung irischer Tänze von einer Gruppe junger Mädchen, die von den Parteivorsitzenden Gerry Adams und Martin McGuinness von der Bühne herab wohlwollend aufgenommen wurde. Ich konnte die gemeinsame Aufregung spüren, die starke Anziehungskraft der Zugehörigkeit. Diese Aufregung schloss mich jedoch nicht ein. Obwohl ich

zusammen mit anderen Reportern dort war, fühlte ich mich nervös. Ich habe kein Geld in die Sammelbox gesteckt, die mit Nachdruck herumgereicht wurde. Ich hoffte, dass es niemand merken würde.

Reporter, die von anderswoher kamen, konnten die Geschichte Nordirlands als das faszinierende, wenn auch deprimierende, Ringen zweier politischer Stämme betrachten. Aber wir aus Nordirland trugen unsere persönliche Geschichte bei solchen Reportagen mit uns. Der *Guardian*-Reporter Henry McDonald, ein Katholik aus Belfast, hatte als Kind knapp eine UVF-Bombe überlebt, die direkt vor seinem Haus versteckt worden war. McDonald beschrieb kürzlich, wie er 1993, einem der brennendsten Jahre, „voller Angst“ zu einem Interview mit der UVF-Führung gereist war. Um das Eis zu brechen, erzählte er ihnen die Geschichte mit der Bombe, und einer antwortete kichernd: „Tut mir leid, Sohn. Das war nichts Persönliches.“

Doch das Leid, das solche Gruppen verursacht haben, hätte persönlicher nicht sein können. Jeder neue Anschlag hinterließ ein Vermächtnis von Schmerz und Wut.

**D**AS KARFREITAGSABKOMMEN von 1998 hat die Gewalt offiziell beendet. Viele hofften, dass mit dem Waffenstillstand die Spannungen zwischen den Menschen von sich aus heilen würden. Die internationalen Medien zogen weiter. Und doch scheint diese Heilung in Nordirland über zwanzig Jahre später noch nicht stattgefunden zu haben.

Auf eine Weise hat sich Belfast verändert. Das Stadtzentrum ist vollgepackt mit neuen Boutiquen und Cafés. Das Cathedral Quarter ist voller Restaurants und Lichterketten, und das schlanke Europa-Hotel ist nicht mehr das Hotel mit den meisten Bombenanschlägen in Europa.

Aber die Politik ist nach wie vor in Lager gespalten, noch mehr als in der Zeit, wo die Gewalt am schlimmsten war. Es gibt keine politische Mitte mehr, und die Macht ist bei Parteien konzentriert, die früher die politischen Extreme waren. Wähler haben Angst davor, moderat zu wählen, damit ihre Gruppe nicht von der Gegenseite überrannt wird.

## **Drahtkäfige schützen die Häuser noch immer vor möglichen Angriffen.**



Die mühsam ausgehandelte Regierungskoalition brach im Januar 2017 auseinander, und seitdem hat es keine Regierungssitzungen mehr gegeben.

Während das Parlament leer stand, waren die Straßen voll. Die Paramilitärs, darunter „abtrünnige“ Republikaner wie die New IRA und die loyalistischen UVF und UDA, haben die Kontrolle in ihren Gebieten gefestigt. Sie sind sowohl in den Bereichen Kriminalität und Drogenhandel als auch in der Politik aktiv. Beide Seiten haben mit verdeckten oder offenen Gewaltandrohungen in Verhandlungen über Aspekte des Brexits öffentlich ihre Muskeln spielen lassen. Es gibt regelmäßig Schießereien und andere Gewalttaten durch Paramilitärs beider Seiten, aber die Verurteilungsrate ist gering – Zeugen zögern verständlicherweise, vor Gericht auszusagen.

Entgegen der Hoffnung, dass eine jüngere Generation sich entschieden von der Grausamkeit der Vergangenheit distanzieren würde, gibt es eine Minderheit, die sie begeistert fortsetzt. Für einige, die sich nicht ganz an die Realität erinnern, ist sie bereits „radikal schick“ geworden. Nostalgische

Sichtweisen des Konflikts, gespeist von uneinsichtigen paramilitärischen Gedenkfeiern, tragen dazu bei, dass es immer neue Opfer gibt: Als die aufstrebende junge Journalistin Lyra McKee bei einem Aufstand in Derry im April letzten Jahres durch eine Kugel der New IRA getötet wurde, fühlte es sich an, als ob das Schlimmste des alten Nordirlands aufgewacht wäre, um die Besten des neuen zu zerstören – und doch waren die meisten der Unruhestifter jünger als McKee.

In West- und Nord-Belfast sind Einflussgebiete durch sogenannte „Friedensmauern“ stark voneinander abgegrenzt. Seit 1998 gibt es immer mehr solcher Tore, Zäune und Barrieren. Allein in Belfast gibt es inzwischen 97 solcher Mini-Grenzen, die Bewohner von bestimmten Vierteln voreinander „schützen“. Nachts werden bestimmte Tore, die tagsüber geöffnet sind, verschlossen, wenn die Stadt ihre kleinen Bezirke abriegelt.

Zurück in Belfast mache ich eine kleine Tour mit James Moyna um die Friedensmauern herum. Auf dem Weg dorthin besuchen wir das Shankill-Viertel und die Falls Road. In der Nähe

Eine Luftaufnahme einer der „Friedensmauern“, die protestantische und katholische Viertel in Belfast voneinander trennt. Viele der Tore sind tagsüber geöffnet, um Zugang zu ermöglichen, und werden nachts verschlossen.

## Freundschaft bedeutete eine andere, stärkere Art des Gebens.

der Gegend, wo Moyna aufwuchs, schützen Drahtkäfige die Häuser noch immer vor möglichen Angriffen.

Die „Troubles Tour“, eine Besichtigung der Stätten und Zeugnisse von Gewalttaten, hat sich in dieser Gegend zu einem florierenden Geschäft entwickelt: Belfast demonstriert Touristen seine

Misstände. Die Wandmalereien sind eine Form der Werbung, Teil des ausgedehnten Ringens darum, wer die offizielle Version der Geschichte erzählt. Republikanische Wandmalereien wurden allmählich verändert, weg von unverhohlenen gewalttätigen Darstellungen, und an ihre Stelle traten solche, die die IRA-Kampagne als natürlichen

Verbündeten bestimmter Auseinandersetzungen in aller Welt wie in Palästina, Kuba und Katalonien oder auch den Kampf in Südafrika gegen die Apartheid darstellen. Auf loyalistischen Mauern dominieren dagegen brutale Darstellungen von Bewaffneten mit Sturmhauben, obwohl es auch historische und kulturelle Wandmalereien und ein Bild der Queen gibt.

Jedes Jahr entzündeten die Loyalisten in Belfast am Vorabend ihrer Gedenkfeier am 12. Juli riesige Freudenfeuer, um den Sieg der Streitkräfte des protestantischen Königs Wilhelm von Oranien über die des katholischen Königs James II. im Jahr 1690 zu feiern. Seit 1998 sind diese Konstruktionen stetig größer geworden. Jede einzelne ist aufwendig und in gewaltige Höhen gebaut – traurige Überreste des Ingenieurstalentes, das die Vorfahren der heutigen Baumeister einst in den Belfaster Werften einsetzten. Doch diese Gebilde segeln nicht in den Rest der Welt. Sie sind mit Bildnissen von Gegnern des Loyalismus geschmückt und verbrennen zu Asche.

Belfast selbst brennt nicht. Es schwelt.

**E**S GIBT ABER noch eine andere Geschichte in Nordirland, eine, die zu selten erzählt wird. Sie wird von all den Menschen gelebt, die beharrlich versucht haben – und immer noch versuchen –, bessere Karten zu zeichnen.

Eine der tragischsten Gewalttaten ereignete sich 1998, als die Loyalist Volunteer Force, eine Splittergruppe, die nicht am Waffenstillstand teilnahm, zwei Männer im Dorf Poyntzpass im County Armagh erschoss. Die beiden hatten ein Bier in der Railway Bar getrunken, und ihre Mörder nahmen an, dass beide katholisch seien. Aber Philip Allen war Protestant. Er hatte seinen katholischen Freund Damien Trainor gebeten, bei seiner Hochzeit Trauzeugen zu sein.

Das Entsetzen über diese Morde ging um die ganze Welt. Aber vielleicht sollten wir länger über ihre tiefe Freundschaft nachdenken, und über so viele andere Freundschaften, die sich still und leise der repressiven Logik der Gewalt widersetzen. Die Sprache des Konflikts konzentrierte sich auf das Nehmen: Paramilitärs nahmen Waffen, übernahmen die Kontrolle über Gebiete und nahmen dann Leben. Für ihre Mitglieder bedeutete Geben, nachzugeben und aufzugeben.

Doch Freundschaft bedeutete eine andere, stärkere Art des Gebens. Freundschaft änderte Moynas Sichtweise von der eines Kindes, das Protestanten hasste – und hielt ihn von dem gefährlichen Weg ab, auf den solche Gefühle ihn in Belfast in einer Ära der Gewalt hätten führen können. Er denkt oft an die verschiedenen Erwachsenen, die ihm Chancen boten, ohne zu wissen, ob sie je fruchten würden – die Familie Heinz, die ein seltsames Kind aus einer belagerten Stadt willkommen hieß, und die örtlichen Lehrer und Musiker beider Konfessionen, die sein musikalisches Talent förderten und einen Rahmen boten, in dem es reifen konnte.

„Diese Menschen waren meine Schutzengel“, sagt Moyna. „Menschen, die gaben.“ ➤



# Fasziniert von der Urgemeinde

## Eine persönliche Geschichte

TOBIAS JONES

**I**N DER APOSTELGESCHICHTE gibt es eine Passage, durch die in meinen Teenagerjahren ein Same in mich hineingelegt wurde. Er blieb dort im Verborgenen, als ich in meinen Zwanzigern war und der traditionellen Kirche den Rücken kehrte. Ich nehme an, er blieb dort, weil er Verse enthält, die sowohl für die politisch radikalsten Atheisten als auch die frommsten Christen ein gemeinsames Anliegen sind: das Teilen von Besitz. „Niemand betrachtete sein Eigentum als privaten Besitz, sondern alles gehörte ihnen gemeinsam. ... Keiner der Gläubigen musste Not leiden.“ Dies klang der Gründungsvision des Sozialismus unheimlich ähnlich: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ – ein Spruch, der mich als Leitstern ebenfalls durch meine Jugend begleitete.

Wo ich auch in Bezug auf den Glauben stehen mochte, in politischer Hinsicht war ich schon immer ein Radikaler. Mit der einfältigen Gewissheit der Jugend nannte ich mich selbst – als Reaktion auf die Politik der Premierministerin Margaret Thatcher – einen Sozialisten und Kommunalisten. Ich war sechs Jahre alt, als sie an die Macht kam, und 18, als sie zurücktrat, so dass ich meine prägenden Jahre damit verbrachte, meine Argumente an all den Verwandten, Lehrern und Schulfreunden zu schärfen, die wie Thatcher daran glaubten, dass der Kapitalismus Ungleichheit

besser besiegen konnte als Wohltätigkeit. Nach dem Bergarbeiterstreik und dem Falklandkrieg fügte ich meiner Liste hochtrabend klingender Etikettierungen den Begriff „Pazifist“ hinzu.

Ich wuchs in einer gastfreundlichen Familie auf, was ebenfalls Auswirkungen auf meine politischen Ansichten hatte. Meine Eltern nahmen Freunde auf, die etwa unter dem Zerbruch ihrer Ehe oder einem Nervenzusammenbruch litten. Es gab bei uns immer ein freies Bett und ein zusätzliches Gedeck am Tisch. Sie wurden so oft in Anspruch genommen, dass ich folgende Tatsache zu schätzen lernte: Eine starke Ehe und eine gesunde Familie kann wie ein Feuer sein, um das sich viele ausgeschlossene oder gebrochene Menschen versammeln können, um Wärme zu finden.

Nicht, dass ich selbst viel zu Hause gewesen wäre. Ab dem Alter von acht Jahren erhielt ich meine Bildung in einem System, das ich heute noch abstoßend finde: den englischen Public Schools. Diese Schulen waren gegründet worden, um sicherzustellen, dass die Ärmsten der Gesellschaft (daher „public“, auf Deutsch „öffentlich“) eine Bildung erhielten, aber im Laufe der Jahrhunderte wurden sie zu Festungen der Reichen. Als Internatsschüler verabscheute ich das elitäre Denken meiner Schule und vermisste mein Zuhause. In den meisten meiner Kindheitserinnerungen taucht nicht meine

*Marina Vicino  
Marsiglia,  
Adolphe  
Joseph Thomas  
Monticelli*

Familie auf, sondern verschiedene Schlafsäle mit einem (sehr freundlichen) Heimleiter für 70 Jungen.

Es war dort nicht trostlos, aber meine Teenagerjahre fühlten sich an wie der schleichende Verlust des Zuhauses, das ich verlassen hatte. In der Schule war das Christentum laut und patriotisch, voller Gebete für Soldaten und die königliche Familie, und militärischer Banner, die in der Kapelle hingen. Meine Abneigung gegen die Schule

führte zu einer Abneigung gegen die so leicht zu verdrehenden Evangelien.

Andererseits vermittelte mir die Schule eine sehr große Toleranz und Faszination von gemeinschaftlichem Leben. (Jungen, die auf einer Public School waren, empfinden Barracken oder Gefängnisse grundsätzlich als etwas weniger Schlimmes als andere Leute.) Ich erhielt dort eine erstklassige Ausbildung.

Und es ist nahezu unmög-

lich, eine Public School nicht mit einer Zuversicht zu verlassen, die an Unverschämtheit grenzt. Das Leben scheint, kaum überraschend, leichter. Man bekommt dort beigebracht, dass man die Welt verändern kann.

**E**RSST ALS ICH im Alter von 25 Jahren nach Italien zog, erkannte ich, wie durch und durch protestantisch ich war. Ich erappte mich selbst dabei, wie ich eine christliche Tradition verteidigte, von der ich gedacht hatte, dass sie mir egal sei. Auf taktlose Weise geriet ich immer wieder in Streit mit hingegebenen Katholiken, die mich nach meinem Glauben fragten. Ich fing an, in eine Waldenserkirche zu gehen, eine vor-reformatorische Kirche, die von Peter Waldo, einem Radikalen aus dem zwölften Jahrhundert, inspiriert worden war. Jahrhundertelang waren die Waldenser in Italien verfolgt worden, oft für das seltsame Verbrechen, eine

Bibel bei sich zu tragen. Vielleicht fühlte sich diese Kirche aufgrund dieser Verfolgung äußerst demütig und wie eine Gegenkultur an. Man sprach dort nicht über Soldaten und Könige, sondern darüber, dass Jesus seinen Nachfolgern die Füße gewaschen hatte.

Ich verdiente meinen Lebensunterhalt als Autor und recherchierte gerade zu einem Buch über gemeinschaftliches Leben. Während meine Frau Francesca und ich umherreisten und für dieses Buch namens „Utopian Dreams“ (Utopische Träume) verschiedene Kommunitäten aufsuchten, entdeckten wir die Pilsdon-Kommunität im englischen Dorset. Pilsdon war 1958 von Percy Smith gegründet worden, einem anglikanischen Priester, der an „das Überleben der Schwächsten“ glaubte. In einem großen elisabethanischen Gutshaus, das inmitten von Feldern und Wäldern und nahe einem Fluss lag, versammelte er Menschen, die ausgeschlossen oder enteignet waren. Hier sah ich endlich etwas, das starke Ähnlichkeit mit jenen Versen aus der Apostelgeschichte hatte: Alle setzten sich gemeinsam an einen Tisch, um zu essen, und bearbeiteten gemeinsam die Felder. Es fühlte sich an wie ein Laienkloster, in dem sich körperliche Arbeit – sie besaßen Schafe, Schweine, Kühe und Geflügel – in regelmäßigen Abständen mit Gebet in der mittelalterlichen Kirche der Gemeinschaft abwechselte. Es war eine Gemeinschaft, in der ehemalige Häftlinge, Soldaten mit posttraumatischen Belastungsstörungen, Suchtkranke und ehemals Obdachlose an der Seite von hingegebenen Familien mit ihren Kindern lebten. Je mehr wir danach suchten, umso mehr kleine Gemeinschaften fanden wir, die ähnliche Dinge taten.

Einige Jahre diente ich als einer der Verwalter von Pilsdon und begann so, die immens harte Arbeit – in Bezug auf Finanzen, Schriftverkehr, Juristisches – zu schätzen, die erforderlich war, um diesen wunderbaren Kommunalismus aufrechtzuerhalten. Fünfzig Jahre nach seiner Gründung war Pilsdon in der heiklen Phase angekommen, in der es darum ging, die Radikalität der Anfangsjahre zu erhalten, während für seine Strukturen, Regeln und Rollen eine feste Form gefunden werden sollte. Je

**Menschen von außerhalb sind auf oberflächliche Weise bezaubert, aber sie bleiben oft nicht lang genug, um die Phase der Entzauberung zu durchleben.**

---

*Tobias Jones lebt in Parma, Italien. Sein Buch „A Place of Refuge“ erscheint im Quercus Verlag. Übersetzung dieses Artikels von Esther Middeler.*

tiefer man in das gemeinschaftliche Leben eintaucht, umso schwerer und bewundernswerter erscheint es. Man erkennt, dass die Wartelisten lang sind, weil es – abgesehen von diesen verstreut liegenden christlichen Gemeinschaften – nur sehr wenige Orte gibt, wohin sich Menschen wenden können, die durch die sozialen Sicherheitsnetze gefallen sind, und wo sie erleben können, dass ihre materiellen und geistlichen Bedürfnisse gestillt werden.

**W**IR SPÜRTE einen starken Ruf, etwas Ähnliches wie Pilsdon ins Leben zu rufen. Für uns war klar, dass in Pilsdon etwas Außergewöhnliches und Wohltätiges getan wurde, und dass man dort von der Urgemeinde inspiriert worden war. Die Nachfrage nach mehr solcher Orte ließ sich nicht leugnen.

Wir hatten auch persönliche Gründe für unsere Entscheidung. Meine Arbeit als Autor zeichnet sich durch Einsamkeit und Selbstbezogenheit aus, daher zog mich der Gedanke an, sie mit etwas zu verbinden, was mich mit Menschen in Kontakt brachte und darauf ausgerichtet war, mehr zu geben als zu nehmen. In jenen Jahren sprach jeder davon, dass man einen Ort braucht, wo man hingehört und in Gemeinschaft lebt. Vielleicht war es auch meine Eitelkeit, die mich dazu verleitete, beweisen zu wollen, dass Francesca und ich – bei all dem bloßen Gerede darüber – es tatsächlich umsetzen konnten.

Mit etwas Glück fanden wir einen verlassen Steinbruch im englischen Somerset – Brachland, in dem sich Laubbäume angesiedelt hatten. Das ehemalige Haus des Steinbruchbesitzers lag am Rand des Landes und uns gefiel sein solide klingender Name: „Rock House“ [Felsenhaus, Anm. d. Ü.]. Da der Steinbruch in einem von Hügeln umgebenen Tal lag, fühlte es sich sonderbar in sich geschlossen und geschützt an. Wir nannten unsere Mini-Kommunität Windsor Hill Wood. Unsere Mission deckte sich mit der von Pilsdon: ein Zuhause für eine Familie zu schaffen, das Menschen Zuflucht bot, die sich in einer Krise befanden. Wie Pilsdon hatten wir nur wenige Regeln: keinen Alkohol, keine Drogen und keine Gewalt, weder verbale, noch körperliche.

Wir fingen sehr klein an, mit nur ein paar Hühnern und ein bis zwei Gästen. Doch schon bald

hatten wir uns bei den Ärzten, psychiatrischen Einrichtungen und Kirchen der Umgebung einen guten Ruf erworben. Immer mehr Gäste wurden an uns verwiesen: Teenager, die an psychischen Problemen oder Essstörungen litten, Trauernde, Süchtige, Opfer sexueller Gewalt und viele mehr. Wir hatten keine professionelle Ausbildung, um mit den Problemen umzugehen, die sich daraus ergaben, aber wir waren umgeben von Ärzten und Therapeuten, die uns halfen, einen sicheren Ort zu schaffen, in dem Liebe, ein offenes Ohr und ein gutes Familienleben die hauptsächlichen Heilmittel waren.

Im Laufe der Jahre wurde es größer. Wir pflanzten hunderte von Bäumen, schafften uns Schweine, Schafe und Bienen an, bauten Gemüse an, gruben einen Teich, gründeten eine Baumschule und bauten unzählige rustikale Möbel – Stühle, Bänke, Tische und Betten. Wir nahmen alle Mahlzeiten zusammen ein und hatten eine gemeinsame Kasse. Wir bauten eine winzige Kapelle, in der wir uns zweimal am Tag versammelten. Unsere Gäste blieben durchschnittlich sechs bis zwölf Monate; manche kamen nur für ein Wochenende, andere blieben einige Jahre. Wir nannten es nicht Gemeinschaft, sondern nur ein erweitertes Zuhause für eine Familie. Ich schrieb ein Buch über unsere Erfahrungen: *A Place of Refuge* (Ein Zufluchtsort). Die Leute bezeichnen es meist als „ehrlich“. Wie jeder, der in Gemeinschaft lebt, weiß, haben Menschen von außerhalb meist ein sehr geschöntes Bild davon, was solch eine Art zu leben beinhaltet: Sie sind auf oberflächliche Weise bezaubert davon, aber bleiben oft nicht lang genug, um die Phase der Entzauberung zu durchleben und hinter sich zu lassen. Daher war es ein Buch, das zu erklären versuchte, wie hart und sogar unerträglich es sein kann, das Leben miteinander zu teilen.

Wir hielten diese Gemeinschaft acht Jahre lang am Laufen, mit einem Sabbatjahr gegen Ende hin, als meine Mutter im Sterben lag. In der Woche, in der unsere Verwalter uns zu diesem Sabbatjahr rieten, spendete jemand 20.000 £ für unsere gemeinsame Kasse. Es war, gelinde gesagt, ein merkwürdiges Zusammentreffen. Als ich daraufhin verlegen sagte, dass wir uns leider dazu entschlossen hatten, aufgrund des bevorstehenden Trauerfalls ein



*Stillleben  
mit Sardinen  
und Seeigeln,  
Adolphe  
Joseph Thomas  
Monticelli,  
1880–1882*

Sabbatjahr einzulegen, sagte diese Person einfach, wir würden wissen, was wir mit dem Geld anfangen sollten. Wir hatten schon immer zurück nach Italien ziehen wollen, und nachdem wir so viele Jahre so intensiv und eng zusammengepfertcht gelebt hatten, war uns das Mitgefühl teilweise abhanden gekommen. Gemeinsam mit unseren Verwaltern beschlossen wir, eine neue Familie anzuwerben, die die Zügel in die Hand nehmen sollte. Wir fanden ein mutiges Paar mit zwei jungen Söhnen, das ideal dafür geeignet war.

**Z**WEI JAHRE SIND VERGANGEN, seitdem wir ihnen die Schlüssel zu Windsor Hill Wood übergeben haben. Für uns war es eine Zeit, in der wir sowohl Trauer als auch Erleichterung empfanden, und Zeit und Raum hatten, um über das nachzudenken, was wir über das Teilen gelernt haben – und diesen besonderen Abschnitt in der Apostelgeschichte. Im Rückblick war es ein Leichtes, Besitz miteinander zu teilen. Ich hing noch nie besonders an Sachen, und wir entdeckten: Je mehr wir anderen Menschen erlaubten, unsere Möbel oder unsere Werkzeuge zu benutzen und kaputt zu machen, umso mehr neue wurden von anderen Leuten gespendet. Wir bekamen Solarzellen, Teppiche, Sessel und Essen geschenkt. Je mehr wir gaben, umso mehr empfangen wir.

Es war schwieriger, Versagen und Schwäche miteinander zu teilen. Unsere Gäste verärgerten mich hin und wieder, aber es geschah viel häufiger, dass ich von mir selbst enttäuscht war, weil ich Wut, Eitelkeit oder Gier an den Tag gelegt hatte. Äußerst eng zusammenzuleben (ein Dutzend Leute, die sich zwei Badezimmer und zwei Komposttoiletten teilten, alle Mahlzeiten gemeinsam einnahmen und dieselbe Arbeit verrichteten) bedeutete, dass man seine menschlichen Schwächen nirgendwo verbergen konnte. Gott sei Dank begleiteten uns einige engagierte Mentoren durch diese Enttäuschungen hindurch, und auch die Schriften von Dietrich Bonhoeffer, Jean Vanier, Simone Weil und anderen waren uns Führung und Hilfe. Nachdem wir durch diesen Prozess gegangen waren, hatten wir gelernt, einander und uns selbst zu vergeben.

Am schwersten zu teilen war jedoch der Grund, warum wir überhaupt dort waren. Für mich waren es immer noch diese Zeilen aus der Apostelgeschichte: Wir versuchten, die Lebensweise der ersten Jünger nachzuahmen, und so zu leben, dass wir Jesus nachfolgten, indem wir einander liebten. Sie teilten damals nicht nur ihren Besitz, sondern waren auch „ein Herz und eine Seele“. Diese Formulierung bereitete mir immer Sorgen. Nur wenige unserer Gäste folgten Jesus nach. Was wir im Laufe der Jahre in unserer Kapelle taten, war oft

ein Tauziehen zwischen verschiedenen Glaubensrichtungen und gar keinem Glauben. Wir waren nie ein Herz und eine Seele.

Ich war mir noch nicht einmal sicher, ob ich überhaupt sagen konnte, wie diese Einheit aussehen sollte. Die wenigen Christen, die bei uns lebten, waren Quäker, Katholiken, Methodisten und alles dazwischen. Viele unserer Gäste waren Jahrzehnte älter als ich und ich fühlte mich nicht wohl damit, ihnen eine bestimmte liturgische Praxis aufzuzwingen. Und man kann wohl sagen, dass sie in den seltenen Fällen, wo ich es versuchte, nicht besonders glücklich waren. Meine Zurückhaltung lag auch darin begründet, dass mich die implizierte Homogenität von „ein Herz und eine Seele“ irgendwie beunruhigte: Wir hatten zahlreiche Kommunitäten besucht, in der sich alle Mitglieder denselben Glaubensüberzeugungen verschrieben hatten. Einige unserer Gäste nannten sich selbst „Überlebende“ solcher Gemeinschaften, in denen sie sich ausgeschlossen gefühlt hatten, ja sogar als Sündenbock, weil sie andere intellektuelle oder geistliche Ansichten vertraten. In Windsor Hill Wood zogen wir verschwommene Inklusivität einer aufgezwungenen Gleichheit vor. Genau dies, so erkannte ich, ist eine der größten Herausforderungen des Kommunalismus – Einheit zu schaffen und gleichzeitig Vielfalt zu respektieren.

**N**ACHDEM WIR Windsor Hill Wood 2017 übergeben hatten, zogen wir zurück nach Italien. Wieder zu einer Kernfamilie zu werden, mit einer verschlossenen Haustür und einem nur für fünf Leute gedeckten Tisch, erschien selbstsüchtig und herrlich zugleich. Seit zwei Jahren versuchen wir, uns auf unsere Kinder zu konzentrieren und sie wieder an das Heimatland und die Sprache ihrer Mutter zu gewöhnen.

Obwohl wir im Moment nicht in einer Gemeinschaft leben, klingt der Lockruf der Apostelgeschichte noch in meinen Ohren. Und Italien scheint wie ein guter Ort, um eine kommunalistische Vision zu verfolgen. Man findet hier katholisches Engagement, die Waldenserkirche, viele Großfamilien und eine historisch bedeutende kommunistische Partei – überall, wo man hinschaut,

zeigen sich die Alternativen zum Materialismus, in Kirchen, Zufluchthäusern, Rehas und Kommunen.

Ich bin immer noch überzeugt, dass es keinen Sinn hat, sich sonntagsmorgens zu versammeln, wenn dies nicht die natürliche Folge davon ist, dass man auch den Rest der Woche das Leben miteinander teilt. Und da liegt der Haken: Das Leben im 21. Jahrhundert ist so hektisch und isolierend, dass jeder eine scheinbar unzählbare Menge an Verpflichtungen hat, die ihn davon abhalten, sich tiefer auf Menschen einzulassen. Meiner Erfahrung nach werden, wenn sich eine Gemeinschaft nur einmal pro Woche trifft, die Nebensächlichkeiten zur Hauptsache (z. B. welche Lieder wir singen oder wann der Gottesdienst beginnt). Menschen streiten sich über relativ unbedeutende Details und gelangen so zu der Überzeugung, dass es nicht ratsam ist, sich tiefer aufeinander einzulassen.

Es ist eine echte Herausforderung, aber ich versuche immer noch, die Menschen davon zu überzeugen, dass wir viel mehr miteinander teilen müssen. Besitz zu teilen ist bereichernd, sogar aufregend, sowohl in politischer als auch in geistlicher Hinsicht. Wer möchte nicht die Gier überwinden, egal ob man religiös ist oder nicht? Je mehr wir in der Lage sind, großzügiges Teilen zu einem Teil unseres Lebens zu machen, umso überzeugender ist unsere Einladung.

Francesca und ich versuchen herauszufinden, worin unsere Berufung liegt. Wir wissen, dass es viele Nöte gibt und unsere Mittel begrenzt sind. Aber ich finde den Abschnitt aus der Apostelgeschichte immer noch inspirierend und werde von jedem angezogen, der sich danach sehnt, ihn nachzuahmen. Ich werde mich weiterhin vorsichtig nach der Einheit ausstrecken, die darin gepriesen wird, auch wenn ich gelernt habe, dass Teilen in Harmonie nur geschieht, wenn Gottes „große Gnade auf ihnen allen“ liegt. ➤

**Äußerst eng  
zusammenzuleben  
bedeutete, dass man  
seine menschlichen  
Schwächen nirgendwo  
verbergen konnte.**





# Aufwärts

**ADRIANO CIRINO**

*Die Geschichte eines  
Stadtviertels von Medellín  
und seiner Rolltreppen*

**In den 1990er  
Jahren war  
Medellín als die  
Stadt mit der  
weltweit höchsten  
Mordrate bekannt.**

**E**INST WURDE ES von bewaffneten Gruppen kontrolliert, die es mit dem Gesetz nicht so genau nahmen. Dann wurde es in der größten städtischen Militäroperation der Geschichte Kolumbiens von der Armee belagert. Heute ist Las Independencias, ein Viertel von vierzehntausend Einwohnern in der Comuna 13, dem „dreizehnten Stadtviertel“ der Stadt Medellín, eine Art Open-Air-Graffiti-Kunstgalerie, die über ein System von Freiluftrolltreppen zugänglich ist – den

einzigsten, die jemals in einem Slum gebaut wurden.

Graffiti-Künstler sind in diesem Viertel angesehene Persönlichkeiten. John Alexander Serna, bekannt als „Chota“, ist hier eine Berühmtheit. An einem Februarmorgen tritt er aus der Café-Galerie Graffilandia, die unter seinem Haus zwischen der dritten und vierten Ebene des

Rolltreppensystems gebaut wurde. Er wird sofort vor seinem Wandbild *Operación Orión* von einem der lokalen Fremdenführer angesprochen, der eine Gruppe von Touristen auf einer „Graffititour“ durch die Nachbarschaft begleitet.

„Wir haben heute Glück!“, ruft der Fremdenführer. „Chota ist einer der einflussreichsten Künstler der Comuna 13.“

Die Gringos bitten ihn um Selfies. Er gesteht ihnen einige Augenblicke zu, eilt dann durch die Menge in Richtung Rolltreppen und fährt den steilen Hang hinunter. Unten wartet eine andere Gruppe von Touristen darauf, ihm beim Malen eines Live-Gemäldes zuzusehen.

„Meine Arbeit blieb früher unbeachtet“, sagt er. „Jetzt, wo wir Rolltreppen haben, werden wir allmählich bekannt. Sie schaffen den Zugang zum Viertel und machen es den Menschen von hier möglich, ihre Arbeit ausländischen Besuchern zu zeigen.“

**D**AS ERSTE, WAS MAN AUF Chotas Wandbild sieht, ist das Gesicht einer Frau. Sie vergießt eine Träne, aus der grüne Triebe erwachsen. Neben ihr wirft eine Hand ein

paar Würfel auf einige Häuser, die für dieses Viertel typisch sind. Auf dem ersten Würfel steht „Com. 13“; auf dem zweiten „16.10.2002“.

Am 16. Oktober 2002 befahl der damalige Präsident Kolumbiens, Álvaro Uribe, der nationalen Armee, die Comuna 13 auf Ersuchen des Bürgermeisters von Medellín zu erobern: eine gewaltsame Intervention, die sich über Jahrzehnte angebahnt hatte.

Das geografisch wenig attraktiv gelegene Gebiet, ein sehr steiler Hügel, der vom Rest der Stadt abgeschnitten war, erlebte Ende der 1970er Jahre, dass illegale Siedlungen wie Pilze aus dem Boden schossen. Es verfügte über keinerlei Versorgungseinrichtungen, und weil es keinen offiziellen Status hatte, kümmerte sich die Polizei nicht darum. In den nächsten vierzig Jahren wuchs die Bevölkerung auf mehr als einhundertdreißigtausend Menschen an. In den 80er und frühen 90er Jahren war die Comuna 13 ein umkämpftes Gebiet, das hauptsächlich von Pablo Escobars Kokain-Kartell sowie von rechtsextremen paramilitärischen Gruppen, wie Tod den Entführern (Muerte a Secuestradores, MAS) kontrolliert wurde. Die Geschichte des Distriktes besteht aus einer verwirrenden Mischung von Allianzen und Gegensätzen; MAS wurde gegründet, um Mitglieder des Kartells und lokale Grundbesitzer vor den marxistischen aufständischen Gruppen zu schützen. Diese entführten Grundbesitzer, um Lösegeld zu erpressen, und verteilten ihr Land an Bauern weiter.

Nach Escobars Tod schlug das Machtpendel zugunsten der Aufständischen aus, d. h., der nationalen Befreiungsarmee (ELN), der Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens (FARC) und des Volkswehrrkommandos (CAP). Zur Jahrtausendwende war schon eine ganze Generation vergangen, als der Staat tatsächlich selbst die Regierungsgewalt in dieser Gegend übernahm.

Die Guerillas und Banden kämpften ununterbrochen um die Menschen, das Land und die San Juan Avenue. Die Straße, die durch die Comuna 13 führt, stellt den Zugang der Stadt zur karibischen Küste und damit zum Schmuggel dar, der durch einen Hafen ermöglicht wird. Wer die Comuna



Foto von Andrea

kontrolliert, kontrolliert den Drogenhandel.

Während dieser Zeit lebte die Comuna mit Schießereien und verirrtten Kugeln, Morden und Bombenanschlägen, mit dem Verschwinden oder der Erpressung von Menschen und der Anwerbung von Minderjährigen, die in diesen anhaltenden Konflikten als Fußsoldaten dienen sollten. Und sie starb auch daran: In den 1990er Jahren war Medellín als die Stadt mit der weltweit höchsten Mordrate bekannt. Die Gewalt erreichte 2000 einen Höhepunkt, als auch rechtsgerichtete paramilitärische Gruppen der Vereinten Selbstverteidigungsstreitkräfte Kolumbiens (AUC) in den Konflikt eingriffen. Das Ausmaß der Gefechte der unterschiedlichen Gruppen war beispiellos. Das Morden konzentrierte sich hauptsächlich auf die Comuna 13, wo man bis zum Jahr 2002 357 Tötungsdelikte pro 100.000 Menschen verzeichnete.

Und dann begann der Staat die Operation Orion. Der Einsatz umfasste fast fünfzehnhundert Uniformierte: Mitglieder der vierten Brigade der Nationalarmee, der Polizei und der Spezialeinheiten für Terrorismusbekämpfung sowie andere Organe. Ihr Ziel: Die völlige Auslöschung der ELN-, FARC- und CAP-Milizen. Die riesige Streitmacht umzingelte den Hügel und griff in einer koordinierten Aktion mit den paramilitärischen Einheiten der AUC im Morgengrauen an. Die Schlacht dauerte vierzig Stunden und betraf sechs Viertel, darunter Las Independencias. Offizielle Statistiken zählen nur wenige Todesfälle, aber das Centro Nacional de Memoria Histórica, eine 2011 von der Regierung gegründete öffentliche Einrichtung, schätzt, dass mehr als siebenzig Menschen getötet wurden und dreihundert verschwunden sind. Es besteht kein Zweifel daran, dass die Regierungstruppen während der Operation

*Operación Orion* wurde von dem produktivsten Künstler der Comuna 13, John Alexander Serna, gemalt, der auch als Chota bekannt ist.

*Adriano Cirino ist Journalist an der Bundesuniversität Minas Gerais und Autor von Nos bastidores de „Escobar“ & outras crônicas bogotanas (Crivo Editorial, 2018). Übersetzt von Birgit Currilin (nach einer engl. Übers. des Originals von Rahul Bery)*



Nachmittags  
gibt es Eis am  
Stiel für die  
Jungs

Orion eine Reihe von Menschenrechtsverletzungen begingen: Folter, illegale Haft, Entführung.

Die Opfer des Konflikts fordern noch immer Aufklärung und Gerechtigkeit für das vom Staat begangene Unrecht. Immer noch gehen über die Operation Orion die Meinungen auseinander: Die Milizen wurden eliminiert und die Comuna 13 wurde zurückerobert, aber zu welchem Preis? Einige glauben, dass der Zweck nicht die Mittel heilige. Andere betrachten die Operation als bittere, aber notwendige Medizin, eine letzte Möglichkeit, die dem Viertel letztendlich Befreiung brachte. Nicht bestritten wird jedoch, dass diese beiden Tage eine Schlüsselrolle spielten. In Comuna 13 spricht man von einer Zeit vor der Operation Orion und einer Zeit danach.

**W**ÄHREND CHOTA SEIN GEMÄLDE für die Touristen am Fuße des Hügels malt, applaudiert oben, wo sich die letzte Rolltreppe mit dem Media Ladera Viaduct

(einem Gehweg) und Balcón de la 13 (einem Aussichtspunkt) verbindet, eine andere Gruppe der Aufführung junger Breakdancer. Weiter hinten bietet ein Händler Souvenirs feil: „Hier gibt es T-Shirts, Mützen, verschiedene Modelle, kommt und seht euch das an!“

Es ist Víctor Mosquera, ein Geschäftsmann, Rapper und Graffiti-Künstler, der wie Chota in Las Independencias geboren und aufgewachsen ist. Vor zwei Jahren richtete er einen Stand auf dem Viadukt ein und verkaufte tropische Früchte an die immer zahlreicher werdenden Touristen. Seitdem hat sich sein Angebot verändert: „Alle T-Shirts sind individuell bedruckt“, prahlt er. „Und ich entwerfe sie.“ Er ist eines der Opfer der Operation Orion: Mit fünfzehn wurde er von einer verirrten Kugel getroffen. Er erinnert sich an stundenlange Qualen, als er mit seiner Familie unter dem Bett versteckt und mit der Kugel in seinem Arm darauf wartete, dass die Schüsse aufhörten, bis er das Haus verlassen und in ein Krankenhaus gelangen konnte.



Foto mit Genehmigung von Jeffrey Kaplan verwendet

„Dieser Krieg hat uns dazu gedrängt, unsere Geschichte aufzuschreiben, zu malen und zu singen“, berichtet er. „Nach dieser Kugel wusste ich, wie wertvoll mein Leben ist.“

**D**IE GUERRILLAS WURDEN vertrieben, aber für zwei weitere Jahre bildeten die rechten paramilitärischen Einheiten, die der Regierung bei der Durchführung der Operation Orion geholfen hatten, praktisch die Regierung in Comuna 13. Sie verurteilten diejenigen, die sie für ihre Feinde hielten, richteten sie hin oder ließen sie „verschwinden“. 2003 ergaben diese Gruppen sich und verhandelten über Amnestieabkommen; seitdem hat der Staat das Sagen.

Das ist die offizielle Version; doch es gibt Beweise dafür, dass eine paramilitärisch-kriminelle Gruppe unter der Leitung von Escobars Nachfolger Don Berna die Stadt jahrelang unter Kontrolle hatte. Die Banden sind noch immer sehr mächtig. 2011 und 2012 ermordeten Banden, um ihre Macht aufrecht

zu erhalten, ein Dutzend Rapper aus der Comuna 13, die sich gegen sie ausgesprochen hatten. Dennoch ist das Ausmaß der Gewalt drastisch gesunken: Die Zahl der Morddelikte in Medellín sank zwischen 1991 und 2014 insgesamt um 80 Prozent. Die Stadt hat schließlich begonnen, in das Gebiet zu investieren, um abzubauen, was Sergio Fajardo, Bürgermeister von 2004 bis 2007, die durch jahrelange Vernachlässigung entstandene „historische Schuld“ gegenüber den Armen von Comuna 13 nannte. Während Fajardos Amtszeit wurde eine Reihe neuer städtebaulicher Entwicklungsprojekte durchgeführt.

Die Pilotprojekte fanden in den Comunas 1 und 2 statt. Ihr Ziel bestand darin, eine Infrastruktur aufzubauen, die sich an den Prinzipien des sozialen Städtebaus orientierte. D. h. an der Idee, dass man durch städtische Investitionen in die am meisten abgeschnittenen und chaotischen Stadtviertel versuchen sollte, diese in die übrige Stadt zu integrieren, indem man ihnen den Zugang zum Stadtzentrum sowie bessere Beleuchtung und andere Unterstützung zukommen ließ.

Zu den 2007 abgeschlossenen Projekten für die Comunas 1 und 2 gehörte die Verbreiterung und Verbesserung der Straßen, der Bau öffentlicher Schulen und Parks sowie die Installation einer Seilbahn. 2006 übernahm der Bauingenieur und damalige Geschäftsführer der Projekte, César Augusto Hernández, die Leitung der Comuna-13-Initiative und machte seine ersten Besuche im Viertel.

Viele, mit denen er sprach, waren sich einig darüber, worin das unmittelbare Problem bestand: Müll. Da es kein zuverlässiges Abfallentsorgungssystem gab, lag überall Müll herum. Hernández entwarf einen aufwändigen Plan mit Seilzügen,

**„Dieser Krieg hat uns dazu gedrängt, unsere Geschichte aufzuschreiben, zu malen und zu singen. Nach dieser Kugel wusste ich, wie wertvoll mein Leben ist.“**

*Víctor Mosquera*



Der Steilhang, auf dem die Comuna 13 liegt, ist heute durch ein System von Rolltreppen zugänglich.

Schlitten und Kanälen, um den Müll ins Tal zu transportieren. „Nachdem ein Abfallsystem entworfen war“, heißt es in einem Dokument des Unternehmens, „hatten wir auch den Gedanken, etwas zu entwerfen, womit die Menschen die Hänge von unten hinauf und hinunter gehen können“.

Viele der Einwohner der Comuna 13 lebten nur auf Straßen in ihrer unmittelbaren Umgebung, weil sie die steilen Hänge dieser Gegend nicht bewältigen konnten. Besonders betroffen waren schwangere Frauen, ältere Menschen und alle anderen mit eingeschränkter Mobilität, aber auch die Fitteren und Jüngeren hatten große Mühe, jeden Tag den Aufstieg durch das Wirrwarr der Häuser am Hang zu bewältigen. Außerdem waren die Bewohner von der übrigen Stadt und deren Arbeitsmöglichkeiten und öffentlichen Dienstleistungen abgeschnitten. Diejenigen, die ganz oben auf dem Hügel lebten und Arbeitsplätze in der Innenstadt hatten, mussten am Ende eines jeden Tages achtundzwanzig Stockwerke über schlecht in Stand gehaltene Treppen steigen.

Hernández brachte angesichts dieses Szenarios

eine zunächst lächerlich klingende Idee in die Diskussion: Warum nicht Rolltreppen am Hang installieren?

2008 ließ sich der neu gewählte Bürgermeister Alonso Salazar von den Argumenten des Ingenieurs überzeugen. „Ich habe ihm eine Karte der Stadt gezeigt“, erinnerte sich Hernández in einem Interview, „und die Lage der Rolltreppen, die den Ghettos Freiheit bringen sollten. Ich sagte ihm, jeder Bürgermeister könne Schulen, Krankenhäuser oder Parks bauen, er aber könne etwas völlig Neues tun: Das soziale Gefüge wiederherstellen . . . den Menschen ein Projekt geben, das sie dazu bringt, etwas zu spüren, was sie vielleicht noch nie zuvor gespürt haben, nämlich Stolz.“

**I**M JAHR 2010 SCHRIEB DER Bürgermeister die Installation der Rolltreppe öffentlich aus. Begleitet von Lokalpolitikern wagten sich Teams von Topografen, Bauingenieuren und Architekten in das Gebiet, um die Lage zu erkunden. Sie erarbeiteten einen Plan: Das System sollte

in Las Independencias installiert und an andere Infrastrukturen angeschlossen werden; so an die Durchgangsstraße Carrera 109, den Reversadero, Balcón de la 13 und den Media Ladera Viadukt. Zusammengekommen ermöglichen sie den Einwohnern den Zugang zum Viertel.

„Vor allem ging es bei dem Projekt um Mobilität“, erklärt der Architekt Juan Carlos Ayure. „Niemand hätte je gedacht, dass es eine Touristenattraktion werden würde.“ Er hatte damals für eine private Baufirma gearbeitet, die mit dem Landschaftsbau und der Installation der Rolltreppen beauftragt worden war. Aber bevor mit dem Bau begonnen wurde, ging es darum, die Unterstützung der Bewohner zu gewinnen. Mehr als dreißig Häuser mussten gekauft und abgerissen werden, um den Weg frei zu machen.

Die Stadt führte eine Aufklärungskampagne durch: Eine Reihe von großen Treffen und örtlichen Versammlungen, bei denen die Bewohner auf die Vorteile und potenziellen Risiken der neuen Technologie aufmerksam gemacht werden sollten. Viele Bewohner der Wohngegend lebten so isoliert, dass sie nicht einmal wussten, was eine Rolltreppe war.

„Wie könnten wir diesen Leuten mit wenig Geld und keinem Luxus, Menschen aus einer sehr niedrigen sozialen Schicht, erklären, dass es so etwas wie elektrische Treppen gibt? Wie würden wir sie davon überzeugen können, dass wir sie installieren dürfen?“, fragt Ayure. „Wir brachten sie an Orte wie Einkaufszentren, um ihnen zu zeigen, dass sie keine Angst haben müssen, von den Rolltreppen gebissen oder verschlungen zu werden oder auf ihnen zu stürzen.“ Diese Kampagnen entsprangen der Überzeugung, die dem sozialen Städtebau der Stadt zugrunde liegt, nämlich dass in jeder Phase der Arbeit die Bürger beteiligt werden sollen.

Das Vier-Millionen-Dollar-Projekt begann im Februar 2011. Fast dreihundert Arbeiter wurden eingestellt; die überwiegende Mehrheit von ihnen waren Ortsansässige. Ihre Hauptqualifikation bestand darin, keinen kriminellen Hintergrund zu haben. „Wir sind dort hingegangen, um mit der Rekrutierung von Arbeitskräften zu beginnen, und es war totaler Wahnsinn“, erinnert sich Ayure. „Die lokalen Gangster kämpften dagegen an, und

es gab Schießereien am helllichten Tag.“ Umgangssprachlich heißt das „piñata“. „Die Leute riefen mich immer wieder an: ‚Chef, wir haben eine piñata!‘ Also mussten wir uns eine Sirene anschaffen. Den Arbeitern sagten wir: ‚Hört zu, Jungs, wenn ihr die Sirene hört, dann lasst alles fallen und lauft nach Hause.‘“

Trotz dieser Störungen verbreiterten und befestigten die Arbeiter die Gehwege, verlegten Wasserleitungen und Abwassersysteme neu, verlagerten die Stromnetze, bauten zwei neue öffentliche Gebäude, schufen Grünflächen und erhöhten Eingrenzungsmauern. Dann kam endlich der Einbau der Rolltreppen.

Eine der weiteren Herkulesaufgaben war der Transport des Systems auf den Hügel: Sechs doppelte Rolltreppenläufe die je acht bis vierzehn Tonnen wogen. Und dann gab es noch andere Schwierigkeiten: „Wir kamen mit einem zunächst endgültigen Plan hierher“, sagt Ayure, „aber in einem Slum wie diesem taucht jede Woche eine neue Hütte oder eine neue Gasse auf. Meine Aufgabe bestand also darin, Lösungen für all diese Fragen zu finden, während die Arbeit bereits im Gange war. Auf dem Papier sieht alles hübsch und ordentlich aus, aber im wirklichen Leben ist es etwas völlig anderes.“

Am 25. Dezember 2011, zehn Monate nach Beginn der Arbeiten, weihten die Bürger von Las Independencias ihre Rolltreppen ein. Gleichzeitig lud die Stadt Künstler des Viertels dazu ein, Graffiti auf die Fassaden der nahe gelegenen Häuser zu malen. Es herrschte eine festliche Stimmung, und das nicht nur, weil es Weihnachten war. In einem ganz realen Sinne tragen diese Rolltreppen die Bürger in die Freiheit.

**Viele Bewohner der Wohngegend lebten so isoliert, dass sie nicht einmal wussten, was eine Rolltreppe war.**

**M**EDELLÍN WURDE 2013 in einem von der Citigroup, dem *Wall Street Journal* und dem Urban Land Institute ausgeschriebenem Wettbewerb als „die innovativste Stadt der Welt“ ausgezeichnet. Seitdem hat der



Drei Künstler arbeiteten zusammen, um dieses Wandbild in der Comuna 13 zu erstellen.

Tourismus explosionsartig zugenommen. Die Besucher kommen aus der ganzen Welt. Sie werden von etwas angezogen, das über den noch immer bestehenden Drogentourismus und Sextourismus hinausgeht. Diese neue Attraktion ist die Comuna 13 und die durch sie demonstrierten gestalterischen Möglichkeiten des sozialen Städtebaus. Laut Regierungsangaben lockten die Rolltreppen in Comuna 13 im Jahr 2018 etwa einhundertsiebzigtausend Touristen an, davon 70 Prozent aus dem Ausland.

Und die Tendenz ist steigend: Im Januar 2019 kamen fast vierzig tausend Besucher.

Dadurch hat sich das Viertel natürlich verändert. Wie überall sonst gibt es auch hier das Problem der Gentrifizierung: Während einige Bewohner sich über den gestiegenen Wert ihrer Häuser freuen, beklagen sich andere über den Anstieg der Preise und der Lebenshaltungskosten.

Heute ist Las Independencias eine Gemeinschaft, in der sich das Lokale und das Kosmopolitische

Foto von Andrea



überschneiden, miteinander kollidieren und verschmelzen. Man betrachte zum Beispiel den fremdsprachigen Jargon, der den lokalen Attraktionen, künstlerischen Gruppen und Einrichtungen ihre Bezeichnungen verleiht: Graffitour, Black & White, Coffee Shop Com. 13.

In diesem Viertel verwandeln sich die einst mit Kugeln gespickten Wände durch Künstlerhände in Bilderhandschriften: Wie Seiten aus dem Buch ihrer eigenen Geschichte, strahlende Erinnerung und

Ästhetik. Die Häuser wiederum beherbergen eine wachsende Vielfalt von Geschäften: Friseurläden, Lebensmittelgeschäfte, Kleidungs- und Souvenirläden, Bars und Galerien.

Die Rolltreppe läuft sechzehn Stunden täglich und wird von einem staatlichen Unternehmen betrieben. Es ist ein Februarmorgen, und Juan Carlos Zapata Holguín, bekleidet mit einem gelben Overall und schwarzen Gummistiefeln, steht mit einem Hochdruckreiniger zwischen der zweiten



Ein Break-  
dancerauftritt  
auf der  
Straße.

und dritten Rolltreppenebene. „Heute reinigen wir die Rolltreppen und die öffentlichen Plätze zwischen der zweiten und dritten Ebene“, sagt er. Er ist einer der fünfzehn „Bildungsmanager“, die Betreiber der Rolltreppen, die sie sauber und in Gang halten. Er arbeitet sorgfältig und unterbricht gelegentlich den Wasserstrahl, um die Menschen vorbei zu lassen, die in einem unaufhörlichen Strom auf und ab fahren.

Einmal springt er zum Ende einer der Rolltreppen, um eine stolpernde Frau aufzufangen. „Sie sehen harmlos aus, aber diese Treppen sind gefährlich“, meint er. Seine Hauptaufgabe ist es, die Sicherheit der Benutzer zu gewährleisten und denen, die Hilfe brauchen, beizustehen.

Auch die Touristen selbst stellen eine gewisse Gefahr dar. Der Mangel an Privatsphäre kann ärgerlich sein: „Touristen kommen, um zu fotografieren, und auf dem Foto ist dann die Wäsche zu sehen, die Anwohner zum Trocknen aufgehängt haben!“ bemerkt Holguín. „Oder Bewohner gehen morgens im Schlafanzug raus, um Brot fürs Frühstück zu kaufen, und es ist peinlich ... denn

plötzlich macht ein Tourist Fotos ... Sie beklagen sich, aber es gefällt ihnen: Das Geschäft läuft gut.“

Sein Kollege David Andres Zapata ist hier aufgewachsen, als die Gegend unter der Herrschaft der Guerillas und der Paramilitärs stand. Er hat die Operation Orion als Kind miterlebt. Bevor er den Job bekam, sich um die Wartung und Sicherheit der Rolltreppen zu kümmern, half er bei ihrer Installation. Für ihn waren die Veränderungen, die durch die Rolltreppen entstanden, positiv. Trotz der großen Zahl von Touristen fühlt er sich nicht überrannt: „Für viele Gemeinden wäre das stressig. Sie würden denken: ‚Warum kann ich nicht durch meine Wohngegend laufen?‘ Aber“, so behauptet er, „so denkt man nicht in Las Independencias. Nicht hier.“

Durch ihre Kunst, durch die Geschichten, die sie einander und den Besuchern erzählen, verwandelt sich ihre schmerzhafteste Geschichte in ein Gefühl gemeinsamer Identität. Die Bürger der Comuna 13 wissen, was sie erlitten haben, sie wissen, was sie überstanden haben, und sie wissen, wer sie sind. ➔

Foto mit Genehmigung von Wesley Tomaselli verwendet



# STADT DER KNOCHEN STADT DER GNADEN

JOSEPH BOTTUM

Valentino  
Belloni,  
*Vater und  
Tochter*

**D**IE STADT STINKT. Diese Stadt, jene Stadt, jede Stadt überall: Sie riechen nach saurem Urin, altem Erbrochenem, verrottendem Essen, der langsam anschwellenden Flutwelle menschlicher Exkreme in den Abwasserkanälen.

Möchten Sie ein Bild der Großstadt? Eine Darstellung der Sache an sich? Stellen Sie sich eine Nacht-szene vor, wie ein Stadtbild in einem fotorealistischen

Gemälde, in dem eine dünne, räudige Ratte aus einem Regenwasserkanal krabbelt, um an einer toten Taube in der Gosse zu nagen. Die verlassensten Lagerhäuser und die abgasgeschwärzten Mauern machen die Straße zu einer dunklen Schlucht, und Müll fegt über die schmutzigen Bürgersteige hinweg. Hoch oben wirbt eine Leuchtwand für Diamanten, wie sie eine elegante, fast orgasmische Frau in einem blauen Kleid

trägt. Ein weiteres hell erleuchtetes Schild drängt Passanten – in einer ungeschickten, übererregten roten Schrift – dazu, einen Winkeladvokaten anzurufen und jemanden zu verklagen. Auf dem Schild ist sogar ein Bild des Anwalts. Er trägt eine gelbe Krawatte und grinst.

London, Los Angeles, Lahore: Der Ort spielt keine Rolle. Alle städtischen Räume haben diesen tiefen, unauslöschlichen Gestank von so vielen Menschen so nah beieinander. Sie alle verfallen. Sie fördern das Geschäft mit der Lüge. Sie züchten Krankheiten.

## Die großen Städte sind weder abscheuliche Jauchegruben noch verzauberte Gärten.

Schälen Sie die Jahrhunderte rissiger Gehwege weg. Die U-Bahnen, Kanäle und verrosteten Dampfleitungen. Der verschmutzte Boden, zer-malmt unter dem unnatürlichen Gewicht der Stadt. Und selbst dann würden wir nicht das verzauberte Flüstern des Anfangs entdecken, die frische grüne Brust einer neuen Welt. Schälen Sie die

Stadt weg bis in die Zeit ihrer Gründung. Schälen Sie die aufeinander gestapelten Leichen weg, die Generationen von Gewalt. Schälen Sie es weg auf den nackten Boden des Ursprungs, und alles, was wir finden würden, ist das erste Grab eines Gründungsmordes. Die Stadt ist auf dem Tod erbaut, bis ins Innerste. Eine Stadt der Knochen.

**E**S GIBT NATÜRLICH auch eine andere Stadt. Oder zumindest eine andere Art, es zu sehen: Die Stadt ist der Ort der Blumen, geschnittenen Nelken und Rosen in Eimern im Eckladen. Die Stadt ist der Ort der Parks und baumgesäumten Boulevards und Fahnen, die über gepflasterte Straßen wehen. Der Ort der Markisen und Eingangshallen aus Marmor. Und überhaupt, der Ort der Manieren: Keine Zivilisation existiert ohne die Civitas. Keine Urbanität ohne das Urbane. Nichts Politisches ohne die Polis.

Möchten Sie ein Gegenbild einer Großstadtwelt?

Stellen Sie sich vielleicht ein Frühstück mit Croissants und Café au Lait vor, „Frühmorgens / An einem schönen Sommertag“, um den Dichter Robert Hillyer zu zitieren:

*Sie wuschen die erhitzten Steine  
Mit hellem, reinem Wasserstrahl  
Und dem Duft des Sommerregens  
Der allen Staub hinwegbefahl  
Unter Bäumen, die sie säumen,  
Rue François Premier.*

Oder stellen Sie sich vor, Sie wären in einem Stadtbild. Bummeln, sagen wir, unter einem Regenschirm in Gustave Caillebottes *Straße in Paris an einem regnerischen Tag*. Oder etwas mit einem weicheren Fokus, wie Claude Monets *Das Parlament von London, Sonnenuntergang*. Oder etwas kontrastreicherer wie Marc Chagalls *Paris durchs Fenster*.

Die Stadt beherbergt Museen, Symphonien, Ballett und Oper – alle zivilisierten Künste, die es nur dank der öffentlichen Freigiebigkeit gibt. Die Tugend der Großzügigkeit erweist sich für die Reichen als schwierig: Taten der Nächstenliebe sind nur dann großzügig, wenn sie ein Opfer erfordern, und die wirklich Reichen opfern auch dann wenig, wenn sie viel geben. Aber Aristoteles gibt uns einen anderen Namen für den guten Akt, große Geschenke zu machen. Er nennt es die Tugend der Freigiebigkeit: Spenden für das öffentliche Leben, die so groß sind, dass nur die Reichen sie übernehmen können. Und die Stadt ist der Ort, an dem die Freigiebigkeit aufblühen kann.

Der Ort des Trubels und der Schönheit. Der Ort der Wohltätigkeit und der Zivilisation. Ein Land der Brunnen. Die Heimat weiter Teile des Lachens und der Freude in menschlicher Interaktion. Die Stadt ist die Frau, die sich an einem sonnigen Morgen am Wochenende gegen den Mann auf der Parkbank lehnt. Die Stadt ist der Weihnachtsmann der Heilsarmee, der seine Glocke läutet und lacht, während der weihnachtliche Schnee herabrieselt. Die Stadt sind die Menschen, die vorbeiströmen, lächeln und einen Dollarschein in seinen roten Sammelbehälter

*Joseph Bottum ist Direktor des Classics Institute an der Dakota State University.*

stecken. Die Stadt ist das Schulmädchen mit der dunkelblauen Mütze, das sich hinter einem Baum duckt, um sich vor ihrem Hund zu verstecken, dann herauskommt und auf ihn zu rennt, um den ängstlichen Dackel in ihre Arme zu nehmen. Eine Stadt der kleinen Gnaden.

**N**ATÜRLICH HAT NOCH NIE JEMAND wirklich in einer dieser Städte gelebt, der Stadt der Knochen oder der Stadt der Gnaden.

Das Einzige, was wir erleben, ist eine seltsame Mischung von beidem: Korruption und Anstand, Bosheit und Wohlwollen – Seite an Seite. Die großen Städte sind weder abscheuliche Jauchegruben noch verzauberte Gärten. Nicht ganz. Sie sind nur schöne Misserfolge und verdorbene Erfolge.

Selbst die vom Feind belagerte Stadt hat ihre erlösenden Tugenden. Selbst das glitzerndste Utopia hat seine verborgenen Sünden.

Woher kommt die Stadt? Oft wird die Ökonomie herangezogen, um die Entstehung von Städten in der Antike zu erklären, und das mit gutem Grund: Die Stadt hat sich als der größte Wirtschaftsmotor erwiesen, den die Welt je gesehen hat. Aber als die Menschen zuerst das nomadische Leben aufgaben, war es nicht, weil sie die finanziellen Vorteile konzentrierter Kapitalreserven und die monetären Auswirkungen der Arbeitsteilung verstanden. Schon das Wort *Ökonomie* zeigt seinen späten Ursprung: Abgeleitet von *Oikonomia*, dem altgriechischen Wort für Haushaltsführung, wurde Ökonomie zu einem Begriff für den königlichen Haushalt, die Verwaltung des Königshauses, und gewann dann im späten Mittelalter die Bedeutung der Finanzverwaltung des Staates.

In *La Cité Antique* (1864) macht der Historiker Fustel de Coulanges deutlich, dass die Geburt der Stadt buchstäblich aus dem Grab stammt. Coulanges argumentiert, dass nomadische Völker dazu neigten, ihre Toten an bestimmten Stellen zu begraben. Und das führte allmählich zu Tempeln in der Nähe der Gräber, dann zu Marktplätzen in der Nähe der Tempel, dann zu Häusern in der Nähe der Marktplätze.

Dann gibt es natürlich noch die politische

Theorie, dass Zivilisation die Zuflucht vor Thomas Hobbes' bösem brutalen Naturzustand sei. In der Anthropologie weist René Girard darauf hin, dass in der Mythologie fast immer der Tod zur Geburt der Zivilisation führt. Vielleicht wurde die Stadt aus der Angst vor unserem eigenen Tod geboren. Oder vielleicht wurde die Stadt aus der Trauer über den Tod anderer geboren. So oder so, die Stadt beginnt mit dem Tod.

**I**N DER BIBEL wird die erste Stadt von Kain, dem ersten Mörder, gegründet. Von da an geht von der Schrift ein ständiges Misstrauen gegenüber Städten aus – ein ständiges Gefühl, dass Städte von den Versuchungen, die sie bereithalten, und den Gelegenheiten, die sie für die Sünde bieten, definiert werden. Propheten kommen aus der Wüste und von den Weiden, Korruption kommt aus der Stadt. Sogar im Heiligen Land ruht die Bundeslade im Lager Silo und nicht in den eroberten Städten. Die bösen Städte Sodom und Gomorrha scheinen die tiefe Wahrheit über Städte zu offenbaren – und dann plötzlich nicht mehr.

Die bösen Städte Sodom und Gomorrha scheinen die tiefe Wahrheit über Städte zu offenbaren – und dann plötzlich nicht mehr. Die Psalmen und dann die Propheten nach David bieten eine andere Sicht auf die Stadt. Ihr Name ist Jerusalem.

So versteht Augustinus die Geschichte der Stadt in *Die Gottesbürgerschaft*. „Kain (was „Besitz“ bedeutet), der Gründer der irdischen Stadt, und sein Sohn Henoch (was „Hingabe“ bedeutet), in dessen Namen sie gegründet wurde, weisen darauf hin, dass diese Stadt von ihrer Entstehung bis zum Ende irdisch ist – eine Stadt, in der nichts mehr erhofft wird, als was man in dieser Welt sehen kann.“ Augustinus weist darauf hin, wie Genesis die Berufe der Linie Kains angibt: Sechs Generationen später lebt Jabal, „der Vater derer, die in Zelten wohnen, und derer, die Vieh haben“; Jubal, „der Vater aller,

## Die bösen Städte Sodom und Gomorrha scheinen die tiefe Wahrheit über Städte zu offenbaren – und dann plötzlich nicht mehr.



Valentino  
Belloni,  
Zermalmt

die mit Harfe und Orgel umgehen“; Tubal-Kain, „ein Lehrer jedes Kunsthandwerkers in Erz und Eisen“; und Naama, dessen Name *Schönheit* oder *Vergnügen* bedeutet.

Diese Brüder werden als die Gründer der Fähigkeiten beschrieben, die für das Stadtleben notwendig sind, und ihre Schwester hilft, die Versuchungen der Stadt zu schaffen – einschließlich (nach rabbinischen Interpretationen) ihrer schönen Lieder für die Anbetung von Götzen. Was folgt, ist ein kurzes Gedicht, das „Lied des Schwertes“, das ihr Vater Lamech singt:

Höret meine Rede, ihr Frauen Lamechs,  
merkt auf, was ich sage:  
Einen Mann erschlug ich für meine Wunde  
und einen Jüngling für meine Beule.  
Kain soll siebenmal gerächt werden  
aber Lamech siebenundsiebzigmal.  
(1 Mose 4,23–24)

Der Ursprung der Gewalt wurde signalisiert, als Kain die erste Stadt gründete, und die anhaltende Gewalt wurde in Lamechs „Lied des Schwertes“ erklärt. Die Stadt der Knochen ist auf Mord gebaut, bis ins Innerste.

Aber dann bringt David die Bundeslade nach Jerusalem, und die Bibel beginnt, eine Geschichte zu

erzählen, die im Kontrast zur bisherigen steht. Vor David stellte die Bibel die sündhafte Gewalt der Stadt dem Frieden von Eden gegenüber, der idyllischen Welt der Unschuld im Garten. Nach David neigt die Bibel dazu, die Gewalt und Korruption der eigentlichen Stadt – wie Babylon und Ninive – dem Frieden der idealen Stadt gegenüberzustellen.

Von Jesaja stammt die berühmte Verheißung, dass, wenn Gott unter den Nationen richtet, die Menschen auf Erden „ihre Schwerter zu Pflugscharen machen [werden] und ihre Spieße zu Sicheln. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“ (Jes 2,2–4) Aber diese Prophezeiung kommt sofort nach der Zusicherung, dass „aus Zion das Gesetz ausgehen wird und das Wort des Herrn aus Jerusalem“ – ein Friede, der nur aus einer heiligen Stadt, nicht aus einer Stadt des Todes stammen kann. Und selbst dann wird es nur „in den letzten Tagen“ versprochen – ein apokalyptisches Ideal der Stadt, nicht einmal in der gegenwärtigen Stadt Jerusalem realisiert.

Augustinus argumentiert, dass dies eine Vision der Stadt Gottes ist, die der Stadt des Menschen gegenübersteht. Wir müssen in der einen Stadt leben: der Polis mit ihren zivilen Strukturen, die darum kämpft, die ständige Bedrohung durch eskalierende



Gewalt einzudämmen. Aber wir sind berufen in die andere Stadt: die Idee des Neuen Jerusalems, die sich von den Prophezeiungen Hesekiels bis zur Offenbarung des Johannes entwickelt.

Die Bibel beginnt mit einem Garten und endet mit einer Stadt, wie Jacques Ellul und andere nach ihm bemerkt haben. In *Sans feu ni lieu: Signification biblique de la Grande Ville* (1951) argumentiert Ellul, dass Gottes Plan sich durch heilige Geschichte entlang dieser Bahn entwickelt. Ellul selbst misstraute den tatsächlichen Städten und betrachtete das urbane Leben als Einschränkung der menschlichen Freiheit und Autonomie. Aber er erkennt das apokalyptische Bild aus der Offenbarung als eine wichtige Abkehr von anderen alten Religionen: Die Bibel verspricht keine Rückkehr zu idyllischen Anfängen. Anstelle der ersten Unschuld des Gartens Eden haben wir die zweite Unschuld des Neuen Jerusalems, wo „nichts Verfluchtes mehr sein“ wird. (Offb 22,3–4) Diese „große Stadt, das heilige Jerusalem, die von Gott aus dem Himmel herabkam“ verheißt ein Ende der Emotionen des Todes – sowohl die Angst vor unserem eigenen Tod als auch die Trauer um den Tod anderer: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, weder Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“ (Offb 21,4)

**W**IE SOLLEN WIR ANGESICHTS dieses Ideals die menschlichen Städte verstehen?

Oh, wir haben uns die Stadt vorgestellt, die zu Recht zerstört wurde, wie Sodom und Gomorrha. Nathanael Wests Roman von 1939 über ein abscheuliches Los Angeles, *Der Tag der Heuschrecke*, endet mit dem Bild der Stadt in Flammen: Die trockenen Santa-Ana-Winde ziehen die gesamte Feuchtigkeit aus den Holzbungalows, bis sie nur noch Zunder für das große reinigende Feuer sind. Wir haben uns sogar vorgestellt, dass die Stadt ihre Zerstörung verdient, die aber nie ganz kommt, als hätte Gott sogar seinen Zorn gegen uns aufgegeben. Zum Beispiel die für einen Optiker werbende Plakatwand, die sich über dem Tal der Asche in *Der große Gatsby* erhebt: „Über dem grauen Land und den Schwaden dunklen Staubes, der endlos darüber driftet, nimmt man nach einem Moment die Augen von Doktor T. J. Eckleburg wahr.“

Aber in der Vision einer Stadt, die nicht auf Mord basiert, können wir einen Weg zur Erlösung für die tatsächlichen Städte, in denen wir wohnen, finden. Es ist gerade unser Ruf zur noch nicht gekommenen Stadt Gottes, der es uns ermöglicht, für die Verbesserung der Stadt der Menschen zu arbeiten. Als William Blake die „finsternen

Valentino  
Belloni,  
*Privates  
Konzert*

satanischen Mühlen“ des industriellen Englands erblickt, stellt er sich vor, wie die Apokalypse der geplagten Erde ihre Natürlichkeit und Heiligkeit zurückgibt und nimmt sich vor: „Ich werd den

geist'gen Kampf nicht lassen, / Mein Schwert in meiner Hand nicht ruhen / Bis wir Jerusalem geschaffen / In Englands grünen schönen Auen.“

Doch selbst der Wunsch, die irdische Stadt zu vervollkommen, kann zu einer Nachahmung der Sünde Kains führen. Ein extremes Beispiel ist der Taiping-Aufstand – der

blutigste Konflikt außerhalb der Weltkriege –, in dessen Zuge 1853 Nanking eingenommen und in „Neues Jerusalem“ umbenannt wurde.

## Doch selbst der Wunsch, die irdische Stadt zu vervollkommen, kann zu einer Nachahmung der Sünde Kains führen.

**I**N NEW YORK STAMPFEN die Herden gelber Taxis die Fifth Avenue hinunter zum Washington Square, weiter durch die Schluchten von Greenwich Village und weiter zu den Canyons der Wall Street. Auf der anderen Seite des Ozeans wandern ähnliche Herden durch London. Krakau mag von Salvador da Bahia aus gesehen auf der anderen Seite der Welt liegen, aber sowohl in der polnischen Königsstadt als auch in der brasilianischen Kolonialstadt können Sie zwischen alten hohen katholischen Gebäuden spazieren gehen – was beweist, dass alles, was wir brauchen, um viele Viertel mit überlebender Barockarchitektur zu haben, eine Stadt ist, die im richtigen Moment reich und in späteren Jahrhunderten zu arm war, um sie abzureißen und etwas Neues zu bauen. Trotz all ihrer Unterschiede spiegeln Städte die Eigenschaften und Merkmale anderer Städte wider.

Zum Beispiel Ankara, Brasília, Versailles und Las Vegas. Jede so unterschiedlich wie man sich nur denken kann, aber sie teilen etwas Seltsames: eine beunruhigende Gleichförmigkeit in den Epochen ihrer Architektur, ein Resultat dessen, dass die

gesamte Stadt auf einmal aufgebaut wurde. Ezra Pound beschwerte sich einst, dass Rom die einzige Stadt ist, die wie ein Museum verwaltet wird. Aber so kommt einem jede mediterrane Stadt hin und wieder vor. Jede Stadt an einer Küste wendet entweder den Rücken oder das Gesicht zum Meer, wie Albert Camus einmal bemerkte. Charleston und Miami sind amerikanische Städte mit ihren strahlenden Gesichtern zum Wasser hin. Tacoma und New York sind Städte, die sich landeinwärts gewandt haben und deren dunkle Lagerhäuser in der Nähe des Ozeans sind.

Ich erinnere mich, wie ich einmal, spät in der Nacht, in einem Speiselokal im Süden San Franciscos saß und Ron Hansens 1996 erschienenen Roman *Atticus* las. Der Nebel waberte in Wellen an den Fenstern vorbei. Alle paar Minuten drang das Donnern eines Flugzeugs von einem nahe gelegenen Flughafen herüber. Der Kaffee war das hellbraune Abwaschwasser, wie es aus den typischen amerikanischen Durchlauf-Kaffeemaschinen kommt. Und der Roman – ah, ja, der Roman. In seiner an der Erzählung vom verlorenen Sohn angelehnten Geschichte eines modernen Ranchers und seines vermissten Sohnes konstruiert Hansen ein tiefgründiges Symbol aus Nebensonnen, jenem seltsamen atmosphärischen Phänomen, in dem eine kleine zweite Sonne um 22 Grad links oder rechts von der eigentlichen Sonne zu schweben scheint. In *Atticus* schien die Nebensonne das Verhältnis von Vätern und Söhnen, die Fremdheit der physischen Welt und vielleicht sogar die Eucharistie zu symbolisieren.

Könnte es ein so tiefgründiges Symbol für die Stadt geben?

Tief in ihrem inneren Wesen ist die Stadt abscheulich. Auf der Höhe ihres Ideals ist sie edel. Was wir erleben, ist eine Mischung, die in der Mitte liegt: ein bisschen verflucht, ein bisschen gesegnet. Ein Anlass zur Sünde und eine Gelegenheit zur Nächstenliebe. Ein hässlicher Fleck und das Aufblitzen von Schönheit.

Eine menschliche Sache. Mit anderen Worten – beladen mit der Schuld Kains, aber gerichtet auf das neue Jerusalem. ➤



Gertrude  
Hermes,  
*Pilgrim's  
Progress*,  
Holzschnitt

LEKTÜRE

# Die Stadt der Pilger

AUGUSTINUS VON HIPPO

**Z**WEIERLEI LIEBE ALSO hat die beiden Städte gegründet. Die irdische Stadt ist von einer bis zur Verachtung Gottes gesteigerten Selbstliebe gegründet, die himmlische Stadt von einer bis zur Selbstverachtung gehenden Liebe zu Gott. Kurz gesagt: die eine rühmt sich seiner selbst, die andere des Herrn. Die eine sucht Ruhm bei den Menschen, für die andere ist der höchste Ruhm Gott, der Zeuge des Gewissens. Die eine hebt ihr Haupt empor in eigener Ehre, die andere spricht zu ihrem Gott: *Du bist meine Ehre und hebst mein Haupt empor.* (Ps 3,4) Die Fürsten der einen Stadt und die von ihr unterworfenen Völker werden durch Machtgier bestimmt; in der anderen Stadt dienen Vorgesetzte und Untergebene einander liebevoll, jene durch Fürsorge, diese durch Gehorsam. Die eine Stadt liebt ihre eigene Stärke, die durch ihre Mächtigen verkörpert wird; die andere Stadt spricht zu ihrem Gott: *Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke!* (Ps 18,2)

**S**O STREBT AUCH DIE IRDISCHE STADT, die nicht aus dem Glauben lebt, nach dem irdischen Frieden und wirkt auf ein einheitliches Rechtsverständnis der Bürger hin, um unter ihnen eine gewisse Willensübereinstimmung hinsichtlich der zum sterblichen Leben gehörigen Dinge zu

schaffen. Und die himmlische Stadt – oder vielmehr der Teil davon, der in diesem sterblichen Dasein auf Pilgerschaft ist und aus dem Glauben lebt – muss sich gleichfalls dieses Friedens bedienen, bis eben dieses sterbliche Dasein, für das ein solcher Friede nötig ist, sein Ende erreicht ...

Diese himmlische Stadt beruft nun während ihrer irdischen Pilgerschaft ihre Bürger aus allen Völkern und sammelt ihre Pilgergesellschaft aus allen Sprachen, unbekümmert um den Unterschied in Lebensgewohnheiten, Gesetzen und Institutionen, durch die der irdische Friede begründet oder aufrechterhalten wird. Bei aller nationalen Verschiedenheit zielen all diese Einrichtungen doch auf ein und dasselbe Ziel, nämlich auf den irdischen Frieden. Deshalb erklärt die himmlische Stadt diese nicht für nichtig oder schafft sie ab, sondern schätzt und schützt sie vielmehr – solange sie nicht der Religion hinderlich sind, die uns lehrt, dass der eine höchste und wahre Gott zu verehren ist. So bedient sich also auch die himmlische Stadt während ihrer irdischen Pilgerschaft des irdischen Friedens ... ➔

Quelle: *Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus zwei- und zwanzig Bücher über den Gottesstaat. Aus dem Lateinischen übers. von Alfred Schröder.* (Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte Schriften 1-3, Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Band 1) Kempten; München 1911-16. Dieser Auszug wurde von Daniel Hug überarbeitet.



# Kleine Gnadenakte

## *Die Entstehung einer Gemeinschaft in Pittsburgh*

**BRANDON MCGINLEY**

Tony Taj,  
*The Skyline*,  
Mischtechnik  
auf Leinwand,  
2011

**D**IESE GESCHICHTE BEGINNT mit einem Ereignis, das ich für einen Misserfolg hielt. So geschehen am 19. März 2016, dem Fest des Heiligen Josef. Die E-Mail, die ich an Freunde in der Nähe von Pittsburgh geschickt hatte, lautete wie folgt:

Ich möchte Euch zu einem Potluck-Essen einladen ... um darüber zu sprechen, wie junge Katholiken effektiv mit den Herausforderungen einer modernen säkularen (und säkularisierenden) Gesellschaft umgehen können. Es war schon immer üblich, dass Katholiken Gemeinschaften zur gegenseitigen Unterstützung bilden, z.B. spirituell, sozial und finanziell – oft basierend auf Wohnvierteln, Pfarreien und anderen Organisationen. Wie

können wir in der heutigen Zeit Gemeinschaften bilden, die das spezifisch Katholische zum Ausdruck bringen, sich aber auch in der Welt darüber hinaus engagieren? Wie können wir uns gegenseitig besser unterstützen?

Das Problem bei der Veranstaltung waren die Teilnehmer – und zwar viel zu viel Teilnehmer! Neben der Organisation von Essen, Sitzmöglichkeiten und Kindern ergab sich nicht viel Gelegenheit zum tatsächlichen Gespräch, und wo dies doch zustande kam, war es unzusammenhängend und unkonzentriert. Offensichtlich bestand ein Interesse daran, ein gemeinsames Leben zu gestalten, um der Entfremdung durch einen säkularen Liberalismus entgegenzuwirken, aber wir hatten nicht einmal herausgefunden, wie wir darüber sprechen könnten.

Bild von Jose „Tony Taj“ Torres

In den fast vier Jahren seit diesem Potluck-Essen sind einige der damals geladenen Personen in andere Städte oder in andere Gegenden unserer Stadt gezogen. Einige von uns haben sich jedoch in einem Viertel namens Brookline, im südlichen Pittsburgh, niedergelassen. Ohne uns absichtlich darum zu bemühen, haben wir die abstrakten Vorstellungen, die wir bei dem chaotischen Treffen damals besprechen wollten, in die Realität umgesetzt.

Niemand hat beschlossen, dass in Brookline eine richtige Kommunität entstehen sollte. In unserem Freundeskreis waren wir die zweite Familie, die vor allem wegen des Wohnungsangebots, der zu Fuß erreichbaren Ziele und der Lebenshaltungskosten in dieses Viertel gezogen ist. Es war natürlich auch von Vorteil, dass wir nur drei Häuserblocks von unseren Freunden entfernt leben würden.

Dann aber zog noch eine dritte befreundete Familie in ein Haus quer gegenüber dem ersten. Wie praktisch! Nun konnten drei Familien jeweils zum Haus der anderen gehen, um gemeinsam zu kochen, Geburtstage zu feiern, oder Karten zu spielen. 2016 haben wir dann festgestellt, dass es tatsächlich sieben Familien gab, die alle entweder im Süden Pittsburghs oder in den nahe gelegenen Vororten lebten und die viel Zeit miteinander verbrachten.

Wir hatten ein weiteres Treffen, nur diese sieben Familien. Dieses Mal jedoch waren wir schlauer und haben einen Teenager damit beauftragt, die Kinder zu hüten, während die Eltern sich austauschten. In unseren Gesprächen wurde uns bewusst, dass es *etwas* gab, das sich wie von allein entwickelte: Nähe, gemeinsame Werte, und Kinder im ungefähr gleichen Alter trugen dazu bei, eine Verbindung zwischen uns herzustellen. Also haben wir beschlossen, etwas zu tun, um diese Freundschaften zu festigen und weiterzuentwickeln, anstatt zu riskieren, dass sie durch die kleinen Entfremdungen, Veränderungen und Ängste des Alltags wieder aufgegeben würden.

Wir haben einen Online-Gruppenchat eingerichtet, damit wir den ganzen Tag über in Kontakt bleiben können, um Hilfe und Gebet

zu erbitten oder anzubieten, Veranstaltungen zu planen, Rat zu suchen, oder einfach nur um über die neuesten Possen unserer Kinder zu plaudern. Dabei ging es stets ausdrücklich darum, echte Beziehungen zu begleiten und zu unterstützen und niemals darum, diese zu ersetzen. Wir haben uns auch dazu verpflichtet, einander uneingeschränkt Zeit und Aufmerksamkeit zu gewähren und miteinander zu teilen, ohne auf Leistung und Gegenleistung bedacht zu sein, und einander – in dem Maße, in dem wir einander vertrauen lernen – immer mehr als Familie zu behandeln.

Von Anfang an habe ich immer von „Gemeinschaft“ gesprochen, um diese Bemühungen in Worte zu fassen. Ich neige dazu, in großen und abstrakten Konzepten zu denken, deswegen war meine Vorstellung sehr umfassend. Diese Freunde versuchten jedoch immer wieder, mich etwas zurückzuhalten, und nach einiger Zeit hatte ich es endlich verstanden: wir waren nicht dabei eine Gesellschaft zu konstruieren, sondern einfach nur, wie echte Freunde zu leben.

**M**EINE FAMILIE BEFAND SICH auf einem Highway in Virginia als wir auf unseren Mobiltelefonen eine Nachricht erhielten. Es war eine Benachrichtigung aus dem Gruppenchat, eine sehr dringende Nachricht: Einer der Söhne unserer Freunde benötigte dringend unser Gebet. Einzelheiten wurden nicht genannt, aber es war besonders beunruhigend, dass die Nachricht nicht von seinen Eltern selber kam. Was auch immer geschehen war, sie waren anscheinend nicht in der Lage, es selbst zu posten.

Wir konnten sie auch nicht direkt unterstützen. Aber wir konnten beten. Auf unserem Weg über die dunklen Landstraßen von Virginia beteten wir also zusammen mit unseren Kindern. Wir fühlten uns dabei auch mit unseren Freunden verbunden, die zu Hause beteten oder vielleicht anderswo unterwegs waren und dort beteten.

Wie wir später herausfanden, war der Junge von einem Baum gefallen und mit dem Kopf gegen

---

*Brandon McGinley ist Schriftsteller, Redakteur und Vortragsredner, dessen Arbeit in Publikationen wie First Things und dem Catholic Herald erschienen ist. Er lebt mit seiner Frau und vier Kindern in Pittsburgh. Übersetzt von Eva Maria Wendlinger*

Brookline-  
Familien  
versammeln  
sich auf einem  
Bürgersteig in  
Pittsburgh.



eine Wurzel geschlagen. Bei dieser Verletzung wäre beinahe der Hörnerv durchtrennt und die Halsschlagader verletzt worden. Aber es war nochmal gut gegangen und er ist nun wieder ganz gesund.

Heute leben sechs unserer sieben Familien in Brookline. Bemerkenswert ist, dass die siebte Familie, die aufgrund der Tätigkeit des Vaters in einem Vorort wohnen muss, quer durch ihren Stadtteil gezogen ist, um so nah wie möglich an unserem Viertel zu sein. Niemand hat diese Familien gebeten, umzuziehen. Wir haben uns nie dazu verpflichtet, nahe beieinander zu wohnen. Die Vorteile waren jedoch offensichtlich, deshalb haben wir alle ohnehin anstehende Umzüge schnell durchgeführt und uns mit Hab und Gut dann nur fünf oder zehn Minuten voneinander entfernt niedergelassen.

In einer Stadt mit vielen katholischen Vierteln war Brookline einst eines der dynamischsten. Seine Pfarrei, die Auferstehungskirche, war die größte Pfarrei mit der größten Schule in der Diözese. Es gibt zwar keine aktuellen Umfragen über unser Viertel, aber man kann annehmen, dass „ehemaliger Katholik“ die häufigste religiöse Identität unter unseren Nachbarn ist.

Es ist eine Versuchung, wieder zu den guten alten Zeiten in der Mitte des letzten Jahrhunderts zurückkehren zu wollen. Und manchmal fühlt es sich auch so an, zum Beispiel wenn ich mich aus dem Fenster unseres Minivans lehne, um mit einem der Jungs unserer Freunde auf seinem Fahrrad zu plaudern. Aber bei Freundschaft geht es nicht darum, sich an irgendein geschichtliches Vorbild anzupassen. Es geht darum, uns selbst Christus anzupassen, und zwar genau unter den Umständen, die wir von Gott empfangen haben.

Es ist inspirierend, andere Beispiele dafür

zu sehen, auch wenn wir ihre Radikalität nur in bescheidenem Maße teilen. Meine Familie hat zweimal das Bruderhof-Haus in Pittsburgh besucht, wo Studenten aus den Gemeinschaften New Meadow Run und Spring Valley während des Studiums leben, und wir würden gerne noch öfter zu Besuch kommen. Ich hatte auch das Glück, die Foxhill-Gemeinschaft im Hudson Valley besuchen zu können. Solche Orte und die Menschen, deren Liebe zu Christus und ihrem Nächsten sie mit Leben und Frieden erfüllt, geben uns die Gewissheit, dass christliche Gemeinschaft auch heutzutage nicht nur *möglich*, sondern auch *wesentlich* ist.

Die Wahrheit ist nämlich, dass die alten Lebensumstände uns nicht mehr zur Verfügung stehen – egal was ihre Vorzüge und Nachteile waren. Diese alten Stadtviertel wurden auf dem Boden einer christlichen Kultur gegründet, die es so schon lange nicht mehr gibt – zum Teil aufgrund der gottvergebenen Lasterhaftigkeit genau der Viertel, deren Lebensspender diese Kultur war. Was auch immer wir jetzt tun, und wie auch immer wir weiter vorgehen, es muss im klaren Verständnis geschehen, dass wir fast ganz von Grund auf neu beginnen. Bei unserem Projekt geht es nicht um eine Rückgewinnung oder Wiederherstellung, sondern darum, die ersten Balken des Gerüsts zu verlegen, das eine Wiedergeburt eines auf Gemeinschaft beruhenden christlichen Zeugnisses in den kommenden Jahrzehnten und Generationen unterstützen kann.

**I**CH WAR MIT EINIGEN DER VÄTER aus der Nachbarschaft zum Golfen verabredet. Als ich jedoch einen von ihnen vorher anrief, um ihn zu erinnern, konnte ich an seiner Stimme hören, dass etwas nicht stimmte: Die drei Jungen

einer anderen Familie waren gerade bei ihnen, weil deren schwangere Mutter schwere Komplikationen in ihrer Schwangerschaft erlitten hatte. Die Ultraschall-Untersuchung zeigte, dass das Kind in ihrem Bauch gestorben war.

Die trauernden Eltern kamen zurück, um ihre anderen Kinder abzuholen und mit ihren Freunden zu weinen. Ein paar Tage später luden wir sie zu uns ein, es war am Abend bevor die Mutter den toten Körper ihres Kindes zur Welt bringen sollte. Ihr Mann bemerkte, dass sie zu einem lebenden Abbild der Pietà geworden war. Ich dachte daran, wie er mich umarmt hatte, als er mir zum ersten Mal von der Schwangerschaft erzählte.

Die Familie bereitete eine Beerdigung für Baby Angelus vor; Bestattungsinstitut und Friedhof stellten alles kostenlos zur Verfügung. Alle Kinder, die alt genug waren, warfen mit einer kleinen Schaufel Erde in das winzige Grab. Wer miteinander gespielt hatte, trauerte nun auch miteinander. Zu teilen bedeutet, Freude und Leid zu teilen. Wer das Leben miteinander teilt, teilt auch den Tod miteinander.

**W**IR DENKEN OFT, dass es Ehepaare sind, die die Ur-Elemente einer christlichen Gemeinschaft darstellen, aber das ist nicht alles. Natürlich ist es die Aufgabe der Eheleute, zusammen mit ihrem Schöpfer die nächste Generation zu zeugen. In der christlichen Vorstellung nimmt daher ein Haushalt mit Eltern und ihren Kindern nach dem Vorbild der Heiligen Familie zu Recht eine hervorgehobene Stellung ein. Aber sich nur auf die Kernfamilie zu konzentrieren birgt die Gefahr, das Leben in Fülle, von dem Jesus spricht (Joh 10,10) auf biologische Fruchtbarkeit zu reduzieren. Das wird dem Evangelium nicht gerecht. Innerhalb der Kirche sät und nährt die geistliche Fruchtbarkeit der Gnade die Gegenwart Gottes unter uns und ermöglicht dadurch in diesem Leben die echte Gemeinschaft der Menschen.

Mit anderen Worten: Freundschaft ist fruchtbar. Nähe und Solidarität schaffen nicht nur die materielle, soziale und spirituelle Stabilität, die uns das Vertrauen gibt, mehr Kinder willkommen zu heißen, sondern auch Beziehungen, in denen

man sich gegenseitig hilft und zur Seite steht, so dass Gottes Gnade durch sie strömen kann. Und weil echte Freundschaft sowohl spirituell als auch physisch ist, ist sie auch sakramental. In der katholischen Kirche gelten die Sakramente als „wirksame Zeichen der Gnade“, die die von ihnen bezeichneten geistigen Realitäten ins Leben rufen. Es gehört zwar nicht zu den sieben Sakramenten, einer frisch entbundenen Mutter Essen zu bringen, einem von Problemen gebeutelten Vater Mut zu machen, oder das Kind einer anderen Familie sanft zurechtzuweisen, aber dies sind Akte des dienenden Vertrauens, durch die Gnade vermittelt wird.

Zusammengenommen bilden diese kleinen Akte einen Nährboden, in dem göttliches Leben pulsiert. Sie bilden die Grundlage für ein Zusammenleben auf eine Weise, deren Verletzlichkeit unsere säkular-individualistische Kultur als erschreckend und deren Selbstlosigkeit sie als unsinnig empfindet.

Und dennoch sind die Leute angesichts der Möglichkeit authentischer Gemeinschaft fasziniert und begeistert. Das liegt daran, dass wir Menschen wissen, dass ein Leben als isoliertes Individuum oder als eine isolierte Familie nicht so ist, wie es sein sollte. Irgendwo tief in unseren Seelen sind die Worte eingeprägt, „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“.

Es wird nun deutlich, dass es bei unserem Experiment in Brookline um viel mehr geht als nur um Freundschaft. Mehrere Familien sind neu in die Nachbarschaft gezogen – manche, die sich an unserer kleinen Runde beteiligen wollten, und andere, die zufällig auf uns gestoßen sind – und wir haben auch ein paar einbezogen, die bereits hier lebten. Wir hoffen, Menschen in verschiedenen Lebensphasen anzuziehen – jung, alt, ledig, kinderlos – aber niemand weiß, wie man das anders machen sollte, als nur einfach die uns von Gott gegebenen Möglichkeiten zu nutzen.

Es ist unbestreitbar, dass wir inzwischen dabei sind, eine Gemeinschaft aufzubauen. Das anzuzweifeln würde bedeuten, die Fruchtbarkeit der Gnade zu unterbinden; es würde bedeuten, die Lektion zu ignorieren, die wir vor ein paar Jahren gelernt haben, als wir uns bewusst wurden, dass etwas geschah und wir uns dafür eingesetzt haben, dass es weiterhin geschehen konnte. Gemeinschaft

ist eine natürliche Erweiterung von Freundschaft, die vor allem heutzutage einer gewissen Absichtlichkeit bedarf, um sie anzuregen und zu pflegen.

Diese ersten Freundschaften bleiben das Herzstück des gesamten Systems, das allem Kraft und Mittelpunkt verleiht. Aber die Gnade nimmt zu. Das bedeutet, dass es neue Freundschaften, neue lebensspendende Kerne der Sakramentalität geben wird, die im Laufe der Zeit dann ein unendlich kompliziertes Mengendiagramm himmlischer Interventionen formen werden.

**E**INES NACHMITTAGS IM SPÄTSOMMER trafen sich mehrere Familien, von denen einige neu zu uns gestoßen waren, zum Eisessen bei Scoops am Boulevard. Wir beteten den Rosenkranz, während wir die Hauptstraße entlang gingen, dann verstopften wir mit unseren Kindern, die alle ganz klebrige Finger hatten, den ganzen Bürgersteig, bis eine unserer neuen Familien vorschlug, dass wir eine Straße weiter zu ihnen nach Hause gehen könnten.

Daraufhin gingen wir alle einen der steilen Hügel hier in Pittsburgh hoch und versammelten uns dann auf ihrer großen Terrasse. Die Kinder rannten und rannten, während die Eltern redeten und redeten, dabei wurden Babys geschaukelt und Limonade eingeschenkt.

Es dämmerte schon, als wir alle unsere laut protestierenden Kinder einsammelten, um uns auf den Heimweg zu machen. Mindestens eines unserer Kinder ist schon auf dem Weg nach Hause eingeschlafen.

Es klingt so idyllisch, aber oft ist es auch wirklich so. Im jeweiligen Moment ist man natürlich oft damit beschäftigt, dass die Kinder sicher sind und sich einigermaßen benehmen, so dass der Segen, zusammen zu sein, ein bisschen abstrakt wirkt. Aber fast immer sagen wir auf dem Heimweg oder in den letzten Momenten vor dem Einschlafen: „Bin ich froh, dass wir dort waren. Es war ein guter Tag.“

Wir wissen, dass es immer Probleme geben wird. Aus dem Unfug kleiner Kinder wird der Unfug großer Kinder. Und natürlich können auch Erwachsene Vertrauen missbrauchen. (Ich

habe hier absichtlich keine spezifischen Probleme angesprochen, um die Privatsphäre aller Beteiligten zu schützen.) Unter uns haben wir stets ehrlich darüber gesprochen, und wir bemühen uns, das gegenseitige Vertrauen zu stärken, damit wir auch ernste Probleme, so Gott will, offen angehen können.

Im Moment fühlen wir uns jedoch über alle Maßen mit Frieden und Harmonie gesegnet. Im Moment – und hoffentlich auch in der Zukunft – sind wir zuversichtlich, dass wir auf einer tragfähigen Grundlage stehen.

Denn in Wahrheit ist es tragfähig, weil die Tragfähigkeit der Gnade unendlich ist.

Die Angst, dass unser Vertrauen enttäuscht werden könnte, gilt als realistische Reaktion auf die christliche Wahrheit des Sündenfalls und unsere nicht vermeidbare Zerbrochenheit. Aber wenn eine scheinbar weise Vorsicht uns daran hindert, uns füreinander aufzuopfern, dann wird daraus ein Zweifel an der heilenden Kraft der Gnade – womit der Zusammenhalt untergraben wird, der aller Freundschaft, Gemeinschaft und Gesellschaft zugrunde liegt. Am Ende schützen wir uns damit nicht vor der möglicherweise für uns schädlichen Zerbrochenheit anderer, sondern versumpfen stattdessen in unserer eigenen.

Wenn Brookline das fruchtbare Vorbild für christliche Gemeinschaft werden soll, wird es weder eine Vorlage sein, die man einfach kopieren kann, noch, Gott bewahre, eine gefeierte „Vorzeigegemeinschaft“. Vielmehr wird es ein Ort sein, wo die heilende Kraft der Gnade einfach wirken darf, und wo Menschen mit völlig unterschiedlichen Persönlichkeiten, Stärken und Schwächen ihr Leben und Sterben in der Sicherheit unserer gemeinsamen Identität in Christus miteinander teilen dürfen.

Der bischöfliche Wahlspruch von David Zubik, Bischof von Pittsburgh, lautet: „Für Gott ist nichts unmöglich.“ Ich gebe zu, dass ich schon lange das Gefühl hatte, dass dies im Vergleich zu den üblichen vollmundigen lateinischen Wahlsprüchen etwas fade klang. Jetzt aber sehe ich seine Erhabenheit. Und vielleicht – vielleicht – ist Brookline in der Lage, dieser Stadt jene Erhabenheit zu zeigen. ➤



**EBERHARD ARNOLD**

*Im Jahr 1932, in den letzten Tagen der Weimarer Republik, veröffentlichte der Gründungsredakteur des Pflugs, Eberhard Arnold, ein Buch über das Gewissen und dessen Verhältnis zu Politik und Gesellschaft.*

**D**AS GEWISSEN ist als innerste Empfindung des menschlichen Geistes ein Organ von außerordentlicher Zartheit und Empfindlichkeit. Es ist wie ein überfeiner Messapparat durch jede Witterung beeinflussbar, bei jeder Erschütterung aufs Äußerste gefährdet. Es ist nicht nur die Veräußerlichung des Lebens, es ist nicht nur das unbedachte Öffnen aller Tore für jeden Wind und für jede Temperatur der Zeitstimmung,

was das Gewissen aus seinem Gleichgewicht zu bringen droht.

Ebenso stark kann die gedanklich geistige Entwicklung des Inneren in die Irre führen. Selbst religiöser Aufschwung kann finsterste Umnachtung bringen. Auch auf den heiligsten Gebieten ist das Gewissen ein unsicherer Faktor. Das Gewissen bleibt krankhaft, solange es nicht durch die Kraft des hingegebenen Lebens Jesu geheilt ist. Das

Erin Hanson,  
*Wüste in Farbe*

Gewissen bleibt in der Gebundenheit an falsche Ideale als an irrige Menschengedanken unzuverlässig und entartet, bis es in dem wahren und wesenhaften Wort Gottes, in dem lebendigen Geist Jesu Christi seine Freiheit erlebt und behauptet.

Die Krankhaftigkeit des verirrten Gewissens äußert sich in geistesverwirrender Heftigkeit feindseliger Vorwürfe und vernichtender Selbstanklagen. Hier ist die Reaktion des Gewissens fehl am Platz. Es ist die typische Wirkung aller falschen Ideale und Ziele, dass sie dem Gewissen der Hauptsache gegenüber jede Sicherheit nehmen.

Sie alle heften es an Nebendinge. Ohne Treffsicherheit zuckt die irritierte Kompassnadel hin und her, solange neben dem magnetischen Pol andere Anziehungskräfte Geltung haben.

Diese Unruhe erzeugt ein flackerndes Urteil, das wie ein Raubvogel Beute sucht. Es gibt Fälle, in denen ein krankes Gewissen keinen Gedanken aufkommen und keinen Schritt geschehen lässt, ohne ihm mit schweren Bedenken und harten Urteilssprüchen entgegenzutreten. Eine solche Erkrankung erfüllt das ganze Leben mit Unlust und Kränkung, mit Selbstzerfleischung und Ungerechtigkeit.

Sie kann allein dadurch geheilt werden, dass das an sich selbst leidende Gewissen durch den Geist Christi seinen Freispruch erlebt. Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Wer die Liebe erfährt, vergibt viel.

**D**ENNOCH MUSS DER URALTE, heute in neuer Form auftretende Versuch, die gesündesten Regungen des Gewissens als Erkrankung zu bezeichnen, die man missachten sollte, muss entschieden zurückgewiesen werden. Das Gewissen darf niemals betäubt oder verachtet werden. Es muss vielmehr zu heller Gesundheit geführt werden, indem es von seinen falschen

Zielen befreit und auf das Reich Gottes hingeleitet wird. Auf diese Weise findet eine neue Klärung und inhaltliche Ausrichtung statt, eine Befreiung und Erfüllung, die zu lebendiger Aktivität führt. Das gilt für alle Gebiete des Lebens, die das Gewissen umfasst. Am deutlichsten wird es für die öffentliche Verantwortung und für die berufliche Arbeit.

Diese Befreiung schließt die Befreiung vom Eigentum, vom Blutvergießen und von der Lüge ebenso ein wie die Reinigung des sexuellen Lebens.

## Das Gewissen muss auf das Reich Gottes hingeleitet werden.

**B**IS IN KREISE HINEIN, die seit langen Zeiten eine gewisse moralische Instinktsicherheit bewiesen haben, ist während des [ersten] Weltkrieges und in seiner Folgezeit Geschäfts- betrug aller Art vorgedrungen. Politischer Mord in billig zu konstruierender Notwehr, leichtfertigste Bereitschaft zu Krieg, Bürgerkrieg und Brudermord haben bei mehr als der Hälfte des Volkes jede schlagkräftige Abwehrkraft des Gewissens gegen die Mächte der Hölle zerstört.

Dass sich in dieser Lage kaum hier und da eine wirkliche Beunruhigung über die Ungerechtigkeit des Mammons und Eigentums zeigt, die in Wahrheit jede Liebe und das ganze Leben abtötet, kann niemanden verwundern, der die Zeichen der Zeit versteht. Auch über die immer maßloser werdende Untreue, ja über die Unbeherrschtheit alles Begehrens darf man bei der offenkundigen Gewissensverwirrung der gesamten Bevölkerung nicht erstaunt sein. Die Masse ist in Bewegung. Die Menschheit dreht sich um ihren Wendepunkt. Mit größter Wahrscheinlichkeit führt diese entscheidende Bewegtheit zum Untergang. Bedrohlichste Anzeichen häufen sich auf allen Seiten. Das Gefährlichste ist die Bereitschaft geistiger Führer, die ständig wachsende Verworrenheit so verblüffend zu begründen, dass sich niemand mehr beunruhigt fühlt.

**N CHRISTUS WIRD DAS GEWISSEN** unser Freund, wie es vor ihm unser Feind war. Vorher musste es unser Leben verdammen. Nun aber sagt es „Ja“ zu dem neuen Leben, das uns in Christus gegeben ist. Durch die Gemeinschaft mit Christus von aller Unreinheit befreit, nimmt der Geist des Menschen die Zusicherung und Gewissheit auf, die in Jesus Christus gegeben ist. So wird das Gewissen als Christusgewissen zum Beauftragten Gottes.

Die Liebe als Agape ist der Weg Jesu. Diese Liebe ist einzigartig. Sie gibt eine klare Weisung. Sie ist Weg; und dieser Weg ist sehr deutlich vorgezeichnet. Jesus Christus führt in dem Erleben der Gottesliebe auf den höchsten und reinsten Gipfel der Willensenergie, der Erkenntnisklarheit und der Herzenskraft, die Freude ist. Er tut es nicht für uns selbst. Er will, dass wir die Ströme dieser ins Herz gegossenen Liebesmacht weiterleiten. Sie sollen die Erde überfluten. Sie sollen das Land erobern. Sie sollen das Herz Gottes offenbaren. Sie sollen die Ehre Gottes aufrichten.

Die Liebe verzichtet auf alles Eigene. Die

Gerechtigkeit Christi führt keine Prozesse. Sie treibt keinen Zwischenhandel. Sie führt keine Geschäfte zum Nachteil des Nächsten. Sie verlässt allen eigenen Vorteil, opfert jedes Vorrecht und verteidigt kein Recht. Sie sitzt in keinem Schwurgericht, nimmt niemandem die Freiheit und fällt kein Todesurteil. Sie kennt keine Feinde und bekämpft niemanden. Sie zieht gegen kein Volk zu Felde und tötet keinen Menschen.

Und dennoch ist ihre Arbeit die aktivste Gerechtigkeit, der tätigste Friede und der wirksamste Aufbau. Die Summa Summarum alles dessen, was zu tun geboten ist, heißt Liebe: Liebe aus reinem Herzen, von gutem Gewissen und in unverfärbtem Glauben. Jesus hat dem Gewissen in der verantwortlichen Gottesgemeinschaft als in dem Wesen seines Reiches und seiner Gemeinde die freie Bahn der völligen Liebe gewiesen. ➤

---

*Auszüge aus dem Kapitel Die Gesundung des Gewissens aus Eberhard Arnolds Hauptwerk Innenland, 1936 posthum veröffentlicht. Mehr unter [plough.com/innenland](http://plough.com/innenland).*

# Madeleine Delbrêl

JASON LANDSEL

**I**M JAHR 1933 zog die 29-jährige Madeleine Delbrêl gemeinsam mit zwei Freundinnen in ein Haus in Ivry-sur-Seine, einem Pariser Vorort, der damals eine Brutstätte des Kommunismus war. Sie gelobten, ein Leben in Einfachheit, Keuschheit und für die Mission zu führen. Ihr Plan war schlicht, ihre Nächsten zu lieben – persönlich, zugewandt und praktisch. Madeleine arbeitete als Autorin und Dozentin und trachtete jeden Tag danach, die Menschen, die Gott vor sie stellte, zu lieben und ihnen zu dienen.

Auf den Straßen von Ivry prallten Christen und Kommunisten offen aufeinander, aber das Delbrêl-Haus hatte immer eine offene Tür. Es war ein Ort der Gastfreundschaft, an dem jeder aus jeder Art von Hintergrund willkommen und angenommen war: „eine winzige Zelle der Kirche“, wie Delbrêl schrieb, „geboren in unserer Zeit, zu einem Zuhause geworden in unserer Zeit“.

Sie war nicht als Christin aufgewachsen; ihre Eltern waren moderne Agnostiker. Mit 17 schrieb sie ein Manifest, das mit den Worten begann: „Gott ist tot ... Lang lebe der Tod!“ Die Delbr ls feierten opulente Partys, auf denen Madeleine die Gäste mit ihren Lesungen unterhielt. Sie studierte Philosophie an der Sorbonne, entwarf ihre eigene Kleidung und trug die Haare kurz. Sie verlobte sich mit einem Philosophen, der auch Atheist war.

Dann brach alles auseinander. Ihre Eltern trennten sich und ihr Verlobter löste die Verlobung, um sich einem dominikanischen Orden anzuschließen. Erschüttert kehrten Madeleines Gedanken zu der Frage nach Gott zurück. „Ich habe zahlreiche Christen getroffen“, schrieb sie, „weder älter, noch d mmmer oder idealistischer als ich selbst es war; mit anderen Worten: Sie lebten das gleiche Leben, das ich führte, sie diskutierten

so viel wie ich und sie tanzten so viel wie ich.“

Und weiter: „Ich entschloss zu beten ... Durch Lesen und Nachdenken fand ich Gott; doch durch das Beten glaubte ich, dass Gott mich gefunden hatte und dass er eine lebendige Realität war, und dass wir ihn so lieben können, wie wir einen anderen Menschen lieben.“

Ihre Bekehrung war endgültig – „blendend“, wie sie sagte – und seit sie 20 Jahre alt war bis zu dem Tag, an dem sie starb, hörte sie nie auf, „ berw ltigt von Gott“ zu sein.

Auch wenn sie nun die marxistisch-materielle Sicht der Welt ablehnte, weigerte sie sich, die Kommunisten selbst abzulehnen. „Wenn es christliche Frauen gibt, deren Ehemänner oder Kinder ... Kommunisten sind“, schrieb sie, „lieben sie sie mit einer Liebe, die aus Gott selbst stammt. Um sie zu lieben, müssen sie nicht das Parteibuch akzeptieren, das ihre Auflehnung gegen Gott erklärt ... Doch wenn sie sich der Partei verweigern, wird von diesen Frauen nicht verlangt, dass sie ihr Fleisch, ihr Herz und ihre Zuneigung verleugnen.“

Madeleine Delbrêl starb an einer Gehirnblutung, als sie am 13. Oktober 1964 an ihrem Schreibtisch in Ivry-sur-Seine arbeitete, zwei Wochen vor ihrem 60. Geburtstag. 2018 wurde sie von Papst Franziskus als „ehrwürdige Dienerin Gottes“ bezeichnet, womit das Verfahren für den Seligsprechungsprozess eingeleitet wird.

„Es gibt manche Menschen“, schrieb sie einmal, „die Gott nimmt und aussondert. Es gibt andere, die er in der Menge lässt, Menschen, die er nicht ‚aus der Welt nimmt ...‘ Sie lieben die Tür, die sich zur Straße hin öffnet ... Wir, die gewöhnlichen Menschen auf der Straße, glauben mit all unserer Kraft, dass diese Straße, diese Welt, wo Gott uns hingestellt hat, unser heiliger Ort ist.“ ➤

*Jason Landsel ist der Künstler für die „Vorläufer“-Serie von Pflug, einschließlich des Bildes auf der gegenüberliegenden Seite. Übersetzung von Esther Middeler.*



„Wir glauben mit  
all unserer Kraft, dass  
diese Straße, diese  
Welt, wo Gott uns  
hingestellt hat, unser  
heiliger Ort ist.“

*Madeleine Delbrêl*



Aristarch Lentulow, *Das Tor mit dem Turm:*  
*Neu-Jerusalem*

„Am Anfang hatte Gott einen Garten gepflanzt,  
in dem die Menschheit leben konnte.  
Am Ende wird er ihnen eine Stadt geben.“

Richard Bauckham

 **Pflug Magazin**

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

[www.plough.com/de](http://www.plough.com/de)

Plough Publishing House  
Walden, New York, USA  
Robertsbridge, East Sussex, UK  
Elsmore, NSW, Australia